# Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **39 (1980)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Besprechungen – Comptes rendus

CATHÉRINE KERBRAT-ORECCHIONI, *La Connotation*, Lyon (Presses Universitaires de Lyon) 1977, 256 p.

«...il est impossible de se passer, présentement, de la connotation; bien plus: l'avenir lui appartient.»[1]

Mit diesen Worten endet das Buch *La Connotation* von Cathérine Kerbrat-Orecchioni, das zwei Jahre vor dem Erscheinen von Gerda Rösslers *Konnotationen* (1979)[2] das oft formulierte Desiderat nach einer umfassenden und systematischen Konnotationsuntersuchung zu erfüllen versucht. Nach einem allgemeinen Kapitel über Definitionsfragen (*connotation linguistique* vs. ~ *logique*, *dénotation* vs. *connotation*, etc.) richtet Kerbrat-Orecchioni ihr Augenmerk auf die Untersuchung des *signifiant de connotation* (Kap. II) und des *signifié de connotation* (Kap. III), die die Grundpfeiler ihrer Ausführungen bilden. Teilergebnisse der bestehenden Forschung diskutiert die Verfasserin innerhalb ihrer Argumentation; ein eigentlicher Forschungsbericht fehlt.

Die vorliegende Arbeit enthält zahlreiche positive Aspekte:

1. Die Tatsache, daß Kerbrat-Orecchioni abweichend von der Tradition sowohl inhalts- als auch ausdrucksseitige Konnotationsauslöser unterscheidet.
2. Daß die Verfasserin das Problem der Konnotation als unauflöslich mit dem Problem der Norm im allgemeinen und der Textnorm im besonderen verbunden sieht[3].
3. Daß sie konnotative Wirkung in der Aktualisierung nicht als *per se* gegeben, sondern vom Kontrast zur *isotopie stylistique* abhängig sieht[4].
4. Daß sie zumindest terminologisch zwischen konnotativem Prozeß und konnotativem Faktum unterscheidet[5].

Kerbrat-Orecchionis «définition conjonctive» der Konnotation besteht aus zwei Teilen: 1. Alle «informations subsidiaires», die nicht wie die Denotation aufgrund einer Komponenten-Analyse ermittelt werden[6] und keinen Referenzbezug haben, nennt sie konnotativ: «.. les informations qu'elle fournissent portent sur autre chose que le référent du discours...»[7].

[1] CATHÉRINE KERBRAT-ORECCHIONI, *La Connotation*, Lyon 1977, p. 233.

[2] GERDA RÖSSLER, *Konnotationen*. Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutungen, Wiesbaden 1979 *(ZDL Beiheft N.F. 29)*.

[3] «Mais si le sort de la connotation n'est pas absolument solidaire de celui de l'idéologie, il est en revanche indissociable de la notion de norme, il faut le dire tout net.» (KERBRAT-ORECCHIONI, p. 218). – «Chaque texte crée sa propre norme.» (*op. cit.*, p. 97).

[4] Cf. *op. cit.*, p. 97ss. – Obwohl Kerbrat-Orecchioni sich in einem gesonderten Kapitel über die «connotations stylistiques» Gedanken macht, fehlt allerdings eine Stildefinition.

[5] Cf. *op. cit.*, p. 19. – Kerbrat-Orecchioni stellt den «support formel proprement dit, où se localise le fait de connotation» und den «processus générateur de la connotation» einander gegenüber (p. 79).

[6] «Nous appellerons "dénotatif" le sens qui intervient dans le mécanisme référentiel... Toutes les informations subsidiaires seront dites connotatives.» (p. 15).

[7] *Op. cit.*, p. 18.

2. Darüberhinaus nennt sie diejenigen Phänomene Konnotationen, die den denotativen Inhalt bereichern»[8]. Diese konnotativen Einheiten setzen die Denotation voraus, der sie untergeordnet sind: «...véhiculées par un matériel signifiant beaucoup plus diversifié que celui dont relève la dénotation, ces valeurs sont suggérées plus que véritablement assertées, et secondaires par rapport aux contenus dénotatifs auxquels elles sont subordonnées»[9].

Aufgrund der ersten Teildefinition, die den Charakter einer ex-negativo Definition hat[10], fallen Phänomene wie Metapher[11], Ironie[12], Anagramm[13], Wortspiele[14] und sämtliche Assoziationen, die z. B. einerseits aufgrund von Polysemie[15] und Synonymie[16], andererseits aufgrund von Leseerfahrung («intertextualité»)[17] und Kenntnis von Welt («connotation référentielle»)[18] entstehen können, unter Kerbrat-Orecchionis Konnotationsbegriff, da sie in der Semanalyse nicht herauskristallisierbar sind (= Denotation). – Wenn Kerbrat-Orecchioni darüberhinaus als einzige Ausdrucksmittel der Denotation Lexeme und gewisse grammatikalische Konstruktionen annimmt[19], spricht sie infolgedessen z. B. dem Rhythmus[20] und dem Tempo[21] jegliche denotative Funktion ab und betrachtet sie definitionsgemäß als Phänomene der Konnotation. Gleichwohl ist die Verfasserin inkonsequent in der Klassifizierung der Phänomene, da sie andererseits der Intonation[22], dem Insistenzakzent[23] und der Pause[24] denotative und konnotative Funktion zuspricht: hier liegen schließlich weder Lexeme noch Morpheme vor. Dazu möchten wir folgendes anmerken: Zum ersten hat der Rhythmus durchaus eine denotative Funktion, die darin besteht, daß das Lautkontinuum in prosodische Minimaleinheiten *(= mots phoniques)* zerlegt wird[25]. Zum zweiten ist das Tempo ein Para-

[8] «Tantôt elles (les informations connotatives) concernent autre chose que le référent immédiat du discours..., tantôt elles viennent enrichir sous forme de valeurs additionnelles et suggérées, le contenu dénotatif.» (p. 229s.).

[9] *Op. cit.*, p. 18. – Cf. auch p. 86: «Les unités de connotation (discontinues) présupposent l'existence d'un langage de dénotation (continu) dans lequel elles viennent s'insérer.»

[10] Eine ex-negativo-Definition ist nicht prinzipiell auszuschließen, dürfte aber nicht sämtliche möglichen «informations subsidiaires», sondern nur die *sprachlichen* Zusatzinformationen umfassen.

[11] *Op. cit.*, p. 149–161.

[12] *Op. cit.*, p. 134–139.

[13] *Op. cit.*, p. 46–57. – Die Anagramme können überhaupt nur bei einer falschen Rezeption von Saussure hierhergestellt werden (Kerbrat-Orecchioni behandelt sie unter *signifiant de connotation*), da sie gar keinen Signifikanten haben: dieser wird erst durch den Interpreten konstituiert.

[14] *Op. cit.*, p. 140–148.

[15] Cf. *op. cit.*, p. 92, 114–116, 203s. et passim.

[16] Cf. *op. cit.*, p. 92s., 113, 182. – Eine theoretische Grundlegung des Synonymieproblems fehlt; überdies erweist sich die Argumentation als widersprüchlich, wenn die Verfasserin für *sacerdos, presbyter, praesul* u.a. unterschiedliche Seme ansetzt, gleichwohl sie aber für synonym hält (cf. p. 70s.).

[17] *Op. cit.*, p. 130–133.

[18] *Op. cit.*, p. 71ss., 119ss., 125ss.

[19] «Une unité de dénotation a pour support un signifiant lexical ou syntaxique...» (p. 229).

[20] «Il n'est pas question ici de proposer une classification des différents types de rythmes, mais de signaler que s'ils n'ont aucune pertinence dénotative, ces rythmes fonctionnent comme des signifiants de connotation porteurs de valeurs sémantiques variées...» (p. 64).

[21] «Le débit enfin, qui n'a aucune pertinence d'un point de vue dénotatif, joue un rôle connotatif...» (p. 65).

[22] *Op. cit.*, p. 59ss.

[23] *Op. cit.*, p. 61.

[24] *Op. cit.*, p. 62ss.

[25] Cf. P. Wunderli *et al.*, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, p. 54, 404ss., 422ss.

meter der prosodischen Zeichen «Affektprogramme»[26] und qua Parameter hat es wie der Rhythmus sehr wohl denotative Funktion. Dagegen erachten wir zum dritten den Insistenzakzent als ausschließlich denotativ wirksam[27]. Die Phänomene Rhythmus, Tempo und Insistenzakzent sind Beispiele dafür, daß Kerbrat-Orecchioni Denotation zu eng, Konnotation dagegen zu weit faßt. Darüberhinaus wird deutlich, daß sie neuere grundlegende Intonationsforscher unberücksichtigt gelassen hat und nur etwa Mazaleyrat[28] zitiert, Fónagy und Léon aber nicht bzw. nur über Todorov-Rezeption kennt[29]. Überdies muß darauf hingewiesen werden, daß Widersprüche und Inkonsequenzen, wie wir sie eben im Bereich der Intonation aufgezeigt haben, sich auch in bezug auf zahlreiche andere Punkte nachweisen lassen.

Aufgrund von Überlegungen der Art, daß z. B. die Idee der *tristesse* einmal denotativ mittels lexikalischem und grammatikalischem Material ausgedrückt, andererseits auch durch bestimmte phonetische Phänomene (Kerbrat-Orecchioni nennt Häufung von Konsonanten und nasalen Vokalen) «konnotiert» werden kann[30], kommt die Verfasserin zu ihrer bereits genannten zweiten Teildefinition der Konnotation. Was Kerbrat-Orecchioni in der Definition vorsichtig und unklar «matériel signifiant beaucoup plus diversifié» nennt, wird erst im Laufe der Einzelanalysen und in einem Schema (p. 86) deutlich[31]: Einerseits kann sich die Ausdrucksseite der Konnotation mit der Ausdrucksseite der Denotation «materiell» decken (Lexeme und grammatikalische Konstruktionen); andererseits jedoch können die Mittel zur Gestaltung der Konnotation auch autonome Existenz haben, d. h. eine «unité d'expression non-pertinente dénotativement»[32] darstellen: «Quant aux signifiants de connotation, on voit d'après les exemples précédents qu'ils peuvent coïncider avec ceux de la dénotation, ou avoir une existence autonome; et qu'ils sont beaucoup plus diversifiés que les signifiants de dénotation»[33]. Dies erklärt dann auch, warum Kerbrat-Orecchioni dem *signifiant de connotation* der Phonostyleme «autonome Existenz» zuspricht[34].

Hier nun zeigt sich die Notwendigkeit, Kerbrat-Orecchionis Zeichenbegriff näher zu beleuchten: Analog zum *signifiant/signifié* der Denotation nimmt die Verfasserin einen *signifiant de connotation (connotant)* und einen *signifié de connotation (connoté)* an und untergliedert ihre Arbeit nach deren Untersuchung. Das *signe connotatif* besteht dann aus diesen beiden Einheiten und ist Element des *langage de connotation*[35]. In expliziter Absetzung von Hjelmslev[36], der die Ausdrucksseite der Konnotation als Einheit von Ausdruck und Inhalt des denotativen Zeichens ansetzt – und so auch in Absetzung von Greimas –, faßt Kerbrat-Orecchioni den *signifiant* der Konnotation nicht als zweiseitiges Zeichen auf, sondern nur ausdrucksseitig «materiell», d. h. im Sinne des *signifiant* von Saussure[37]. Es ist uns unklar,

[26] Cf. P. WUNDERLI, *op. cit.*, p. 81. – Cf. auch p. 313ss., 323ss.

[27] Cf. P. WUNDERLI, *op. cit.*, p. 328–343.

[28] J. MAZALEYRAT, *Les éléments de métrique française*, Paris 1974 (cf. KERBRAT-ORECCHIONI, p. 64).

[29] Cf. KERBRAT-ORECCHIONI, z. B. p. 64.

[30] *Op. cit.*, p. 17.

[31] Überhaupt ist es ein Charakteristikum von Kerbrat-Orecchionis Arbeit, daß man sich zur Klärung ihrer Auffassung mühsam über das ganze Werk verstreute Einzelpassagen zusammenstellen muß, wobei zum Teil auch Widersprüche und Inkonsequenzen zutage treten.

[32] *Op. cit.*, p. 86.

[33] *Op. cit.*, p. 17.

[34] *Op. cit.*, p. 26.

[35] *Op. cit.*, p. 19.

[36] *Op. cit.*, cf. z. B. p. 75, 80–85 et passim.

[37] «...c'est le signifiant, et non le signe global qui fonctionne comme connotateur.» (p. 70). – Cf. auch p. 96 N10.

wie es möglich ist, z. B. *ondes* in der Bedeutung 'Meer' der poetischen Sprache zuzuordnen, ohne daß die Tatsache in den Blick tritt, daß anstelle des normalen Semems 'Wellen' das spezifische Semem 'Meer' mit dem gegebenen Signifikanten [*5d*] verbunden ist, d. h. die Konnotation auf dem «signe global» beruht[38]. Unangemessen scheint uns auch der Rekurs auf Saussures an das denotative Zeichen gebundenen Termini *signifiant/signifié* zu sein. Bei Kerbrat-Orecchioni wird z. B. das gerollte /*R*/ als *signifiant de connotation* geführt, das die regionale Zugehörigkeit *(= signifié de connotation)* zum Ausdruck bringt[39]. Der potentiell konnotative Charakter dieses Phänomens soll zwar von uns nicht geleugnet werden; die Verwendung des Terminus *signifiant* ist aber gleichwohl mit dem *signifiant*-Begriff Saussures nicht vereinbar, da das gerollte /*R*/ im denotativen Bereich eine Einheit der zweiten Artikulationsebene darstellt und damit im Sinne Hjelmslevs als Figur zu gelten hat. Es zeigt sich, daß *signifiant* vs. *signifié* der Konnotation im Sinne Kerbrat-Orecchionis eine unglückliche Terminologie ist. – Dieser Bruch in der semiologischen Einheit (Zeichen) zeigt sich auch darin, daß die Verfasserin a) im denotativen Bereich von einer festen Zuordnung von *signifiant* und *signifié* ausgeht und b) im konnotativen Bereich vom *signifiant* der Konnotation ausgehend zu einem *signifié* der Konnotation kommt, der durch zufällige Interpretationen, Assoziationen und Akzidentalien bestimmt wird[40]. Abgesehen davon, daß man auch im denotativen Bereich nicht von einer eindeutigen Zuordnung von Ausdruck und Inhalt ausgehen kann (cf. die kontextabhängigen Monosemierungen aufgrund von Sememdisjunktionen), ist auch Kerbrat-Orecchionis Darstellung der konnotativen Phänomene in sich selbst widersprüchlich: einerseits betont sie immer wieder, der *sens* im konnotativen Bereich sei nur «suggéré» und «aléatoire»[41], andererseits hält sie im Verlauf der gesamten Arbeit unbeirrt an der Konzeption eines (zweiseitigen) konnotativen Zeichens fest. Unserer Auffassung nach besteht hinsichtlich der festen Zuordnung von Ausdruck und Inhalt bzw. der (Nicht-)Eindeutigkeit dieser Beziehung zwischen denotativem und konnotativem Bereich kein prinzipieller Unterschied. Die Unterschiede sind nur intensionaler Natur.

Widersprüchlich ist zweifelsohne auch die Verwendung des Begriffs *trait (connotatif)* bei Kerbrat-Orecchioni. Zum einen gibt es für sie «traits constants non-distinctifs», zum anderen «traits qui varient selon la nature du dénoté»[42]. Die erste Interpretation entspricht in etwa dem in der Linguistik üblichen Gebrauch, nicht aber die zweite, die im Laufe der Untersuchung die gängige ist. Hätte sich die Verfasserin an den in der Linguistik üblichen Gebrauch von «Merkmal» und an das erst gegen den Schluß ihrer Arbeit und leider nur als «remarque terminologique pour terminer» deklarierte Merkmalschema gehalten[43], wäre sie

[38] Cf. dagegen *op. cit.*, p. 74.

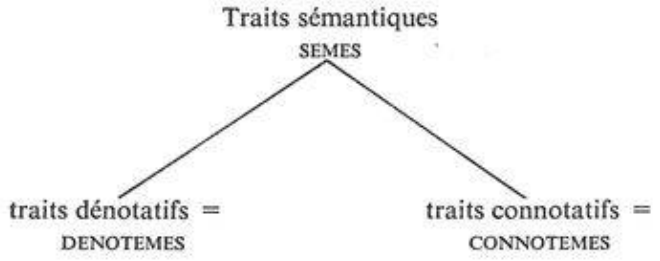
[39] *Op. cit.*, p. 26.

[40] Cf. z. B. die Ausführungen zum *signifié de connotation* von *pâtes Panzani* (p. 16). – Aufgrund *welcher* Phänomene die Ausdrucksseite des genannten Beispiels im Französischen «Italianität» konnotiert, wird nur angedeutet.

[41] *Op. cit.*, p. 17s.

[42] *Op. cit.*, p. 181.

[43] *Op. cit.*, p. 181. – Folgendes Merkmalschema findet sich bei KERBRAT-ORECCHIONI *(loc. cit.)*:



davor bewahrt worden, assoziative Phänomene und Phänomene, die auf Kenntnis von Welt und Leseerfahrung beruhen, der Konnotion zuzuweisen, da es sich dabei nicht um Dinge handelt, die den sprachlichen Zeichen qua Merkmal anhaften.

Fassen wir zusammen: Kerbrat-Orecchioni hat unseres Erachtens einen zu weiten Konnotationsbegriff, einen zu engen Denotationsbegriff und einen schillernden Zeichenbegriff, der besonders in den Einzelanalysen, weniger in den als Definitionen gekennzeichneten theoretischen Äußerungen deutlich wird. Es liegt uns daran, abschließend zu betonen, daß 1) Konnotation nichts mit Referenz zu tun hat, sondern nur auf einen Kode verweist, 2) nicht alles, was nicht aufgrund einer Komponentenanalyse ermittelt werden kann (d.h. was nicht Denotation ist), Konnotation sein muß.

Die Konnotation mag sicher der Zukunft angehören; die vorliegende Untersuchung Kerbrat-Orecchionis trägt aber wenig dazu bei, die bisher in alle Richtungen ausufernde Konnotationsdiskussion zu kanalisieren; vielmehr bleibt der Konnotationsbegriff durch Subsumierung sämtlicher Mechanismen, die auf Kenntnis von Welt, Assoziation etc. beruhen, inoperabel. Für den Linguisten behält die Feststellung L.J. Prietos bezüglich der Konnotation nach wie vor ihre Gültigkeit: «malgré la fréquence d'emploi de ce terme dans le discours des sémiologues, on en est toujours au même point où l'avait laissé Hjelmslev»[44].

*Petra Braselmann*

★

RUDOLF ZIMMER, *Stilanalyse*, Tübingen (Niemeyer) 1978, 105 p. *(Romanistische Arbeitshefte 20)*.

In expliziter Absetzung von rein theoriebezogenen Publikationen zum Problem des Stils (z.B. die von Sanders und Spillner)[1] richtet sich Zimmer laut Vorwort mit seiner praxisorientierten Darstellung an die Zielgruppe der Französisch-Studenten. Dieser erste Zugriff zu der umfassenden und vielseitigen Stilproblematik ist nach folgenden drei Gesichtspunkten gegliedert: 1. Darstellung der Stilproblematik anhand von führenden Repräsentanten (T. I, p. 1–39), 2. Diskussion von stilistischen Einzelproblemen (T. II, p. 40–68) und Aufzeigen einiger Einzelanalysen (T. III, p. 69–94), 3. Arbeitsanregungen für den Leser, die einerseits auf andere Stil-Literatur verweisen, andererseits Querverbindungen zu den einzelnen Kapiteln ermöglichen sollen. Die Arbeitsanleitungen finden sich jeweils abschließend zu den einzelnen Unterkapiteln. Die Arbeit Zimmers endet (nebst Schlußwort) mit einem Literaturverzeichnis von 195 Titeln, was sicher in Anbetracht seines Vorhabens und der umfangreichen Literatur zu diesem Thema nicht zu viel scheint[2]. Eine solche praxisorientierte Einführung ist auf dem Gebiet der Stilistik sicher bisher ein Desiderat, birgt aber – wie alle Einführungen – schon durch das Postulat der Kürze unweigerlich die Gefahr der inadäquaten Nivellierung und Verzerrung des vielschichtigen Problems «Stil» in sich. Wir wollen im folgen-

[44] LUIS J. PRIETO, *Pertinence et pratique*. Essai de sémiologie, Paris 1975, p. 12.

[1] Zimmer zitiert in der Bibliographie nur W. SANDERS, *Linguistische Stiltheorie*, Göttingen 1973; das praxisorientierte Werk von Sanders, *Linguistische Stilistik*, Göttingen 1977, war ihm wahrscheinlich noch nicht zugänglich.

[2] So weisen z.B. H. HATZFELD/Y. LE HIR, *Essai de bibliographie critique de stylistique française et romane (1955–1960)*, Paris 1961, für den Zeitraum von 1955 bis 1960 ca. 1800 Publikationen zur Stilforschung auf.

den einige von Zimmer dargestellte Aspekte referieren und uns fragen, ob und wie er sein zugegeben schwieriges Vorhaben gemeistert hat.

In Teil I («Methoden der Stilistik») führt Zimmer sechs stiltheoretische Richtungen vor: 1. Die psychologische L. Spitzers, dessen Vorgehensweise Zimmer zu recht als «ganzheitliche Betrachtungsweise» (p. 6) bezeichnet, die in der Tradition des 'philologischen Zirkels' stehend versucht, den Text und die Psyche des Autors in Einklang zu bringen. Es ist uns allerdings nicht einsichtig, inwieweit «bei allem Spielraum, den Spitzer der Intuition läßt, sein Idealismus weitgehend in verifizierbare Bahnen gelenkt» (p. 6) sein soll, ist doch gerade der nicht-operationalisierbare, nicht-verifizierbare Ansatz Spitzers der Punkt, der die meisten Kritiker auf den Plan gerufen hat[3]. Darauf nicht hinzuweisen, scheint uns auch in einer noch so knappen Darstellung der Spitzer-Rezeption einfach nicht zulässig, zumal wenn man gleichzeitig (und wohl auch unzutreffend) behauptet, Spitzers Engagement für den zu analysierenden Autor («man muß den Autor lieben, um ihn stilistisch ... zu erforschen») sei der Hauptangelpunkt seiner Kritiker (p. 7). – H. Seidlers überaus interessanter Ansatz findet sich leider nur in der «Arbeitsanregung» 3 (p. 7), wo zu einem Vergleich mit Spitzer aufgefordert wird. – 2. Zur Darstellung Ballys meinen wir, daß Zimmer den diese Theorie konstituierenden, aber meist einseitig rezipierten «Affektivitätsbegriff» unkommentiert (in einem Originalzitat [p. 8]) zwar präsentiert, dessen innere Dichotomie jedoch im folgenden zugunsten anderer, weniger essentieller Dichotomien des Ballyschen Ansatzes *(langue–langage, phrase logique–phrase disloquée, caractères affectifs naturels–effets par évocation)* unzulässigerweise untergeht. Neben 1. der (sozialen) «expression des faits de la sensibilité»[4] (und ihres Effektes) konstituieren nämlich auch 2. die «sentiments individuels»[5], d.h. das Subjektive des Autors, Ballys Affektivitätsbegriff. Hätte Zimmer diesen expliziten Sprecherbezug in Ballys Theorie nicht unberücksichtigt gelassen, wäre er auch nicht zu der Fehleinschätzung, gekommen, daß «Charles Bally einen völlig anderen Ansatz der Stilanalyse» vertritt als Spitzer (p. 7). Wir meinen im Gegenteil, daß Bally mit seiner umfassenden Theorie (Sprecher, Text, Hörer) geradezu einen Rahmen für die sprecherorientierte Stilistik eines Leo Spitzer geschaffen hat. Ein Vergleich von Bally und Seidler als «Arbeitsanregung» 12 (p. 15) scheint uns dem Stil-Neuling erschwert durch Zimmers Bally-Darstellung[6]. – 3. Die Präsentation Riffaterres trifft das Wesentliche: Mikro-, Makrokontext, Voraussehbarkeit, *encodeur/décodeur*, *archilecteur*, Kontext + Kontrast = Stileffekt. Richtig ist auch, daß Riffaterre eine neue Perspektive (außer z.T. Bally) in die Stilistik einbringt: Dynamisierung des Textes und Leserorientierung. (Dies erscheint bei Zimmer allerdings erst sehr viel später in dem Kapitel «Kommunikation und Stil» [p. 40]). Treffend ist auch Zimmers Beobachtung, daß «im Gegensatz zu den traditionellen Auffassungen, die im Stil zumeist eine Abweichung *(écart)* von einer angenommenen Sprachnorm sehen – also eine Distanz auf der paradigmatischen Achse – ... Riffaterre die Betrachtung auf die syntagmatische Ebene» (p. 17) verlagert. Es bleibt aber unerwähnt, daß Riffaterre trotz Absage an die Norm und die Abweichungsstilistik diese doch wieder «durch die Hintertür» eingeführt hat[7]. – Zum Problem Abweichungs-

[3] Zur Kritik an Spitzers Stiltheorie cf. z. B. J. HYTIER, *La méthode de M. Leo Spitzer*, *RR 41* (1950), 42–59. – M. RIFFATERRE, *Réponse à M. Leo Spitzer; sur la méthode stylistique*, *MLN 73* (1958), 474–480. – R. WELLEK/A. WARREN, *Theory of Literature*, London ³1966, p. 183ss. – U.v.a.m.

[4] CH. BALLY, *Traité de stylistique française*, vol. I, Heidelberg-Paris-Genève 1909, ³1951, p. 16.

[5] CH. BALLY, *Traité*, p. 10. – Cf. auch CH. BALLY, *Le langage et la vie*, Zürich 1935, p. 88.

[6] Wir hätten hier eigentlich zumindest einen Literaturverweis auf H. Seidlers *Gemüthaftigkeit* erwartet, die ähnlich schillernd und darum oft fehlinterpretiert wird wie Ballys *Affektivität* (H. SEIDLER, *Allgemeine Stilistik*, Göttingen 1953).

[7] «La présentation approximative la plus commune du langage poétique est celle des écarts. Bien que l'insuffisance d'une telle représentation ait été maintes fois soulignée ces derniers temps, les

stilistik: es wundert uns sehr, daß diese Richtung in diesem Kapitel der «führenden Repräsentanten» nicht erwähnt ist, was sich – wie wir sehen werden – besonders in T. III negativ auswirkt; das Gleiche gilt für die Abwahlstilistik. Diese beiden «klassischsten» aller bestehenden Stiltheorien hätten gerade in einer Einführung Platz finden müssen! An deren Stelle berücksichtigt Zimmer 4. die funktionale Stilistik (E. Riesel), 5. die quantitative Stilistik (P. Guiraud, W. Winter) und 6. die generative Stilistik (H. Burger, R. Ohmann).

Teil II («Einzelprobleme der Stilistik») hat vier Unterkapitel: 1. Kommunikation und Stil. Hier zeigt der Verfasser die generelle Verlagerung der Fragestellung der modernen Stilistik auf die Dynamik des Texte (Bühler, Jakobson) und die Leserorientierung (Riffaterre, Spillner) auf. – Einen Rückfall in antiquierte, längst überholte Ansätze bedeuten allerdings Zimmers Konnotationsausführungen in diesem Unterkapitel; in Anlehnung an A. Sieberer (1954!) definiert Zimmer Konnotat durch «Beiwert», Denotat durch «Bedeutung»; mit dem *Funkkolleg Sprache Bd. I* bezeichnet er Konnotat gar als «das assoziative und emotive Beiwerk, das in vielen Fällen dem Denotat überlagert ist[8] (p. 43). Selbst wenn Zimmer dann zutreffend nach Asmuth/Berg-Ehlers konnotative Elemente als «Möglichkeit einer Identifizierung ... gewisser Sprechertypen» (p. 44; wir würden sie kodeverweisende Merkmale nennen) referiert, so tragen seine Ausführungen doch zur weiteren Verwirrung des ohnehin schillernden Konnotationsbegriffes bei. Zusammenhanglos, ohne den jeweiligen wissenschaftstheoretischen Kontext zu reflektieren, werden hier Fragmente aneinandergereiht unter Verzicht auf weitere Literaturangaben[9]. – Zweitens stellt Zimmer einige phonostilistische Ansätze dar: Trubetzkoy, Malmberg. Die Resultate der modernen Intonationsforschung werden nicht diskutiert und nur selektiv in den Arbeitsanregungen berührt. – 3. Im Unterkapitel «Stilebenen des Französischen» zeigt Zimmer das Problem der Standardsprache vs. Gruppensprachen anhand von Wandruszka, Söll, Flydal u.a. auf. Aufgrund von Beispielen, die als gelungene didaktische Mittel eingesetzt sind, kommt Zimmer zu folgenden zwei treffenden Aussagen, die uns recht ausbaufähig im Rahmen einer Stil- bzw. Konnotationstheorie zu sein scheinen: «Diese Gruppen-Sprachen werden erst dann stilistisch wirksam, wenn sie außerhalb ihrer spezifischen Einsatzsphäre verwendet werden.» (p. 60) und «... erst vor dem Hintergrund der Standardsprache erhalten sondersprachliche Elemente stilistischen Wert» (loc. cit.). Dieses wohl gelungenste Kapitel hat nur einen terminologischen Schönheitsfehler: Flydal unterscheidet nicht in dieser Form zwischen diachronischen, diatopischen, diastratischen Elementen (p. 60). Hier scheint eine Vermischung mit Coseriu stattgefunden zu haben (den Zimmer hier allerdings nicht nennt). Zur Veranschaulichung diene folgende Zuordnung: Flydal: *coexistences temporelles* (Archaismen)/Coseriu: *diaphasisch* (Schichten des Stils: Archaismen, familiär, vulgär, literarisch, etc.); Flydal: *coexistences spatiales* (Provinzialismen)/Coseriu: *diatopisch* (regionale Phänomene); Flydal: *coexistences*

théories de rechange proposées n'ont fait qu'introduire les écarts, pour ainsi dire par la porte de derrière. Un exemple typique sous ce rapport nous est fourni par les propositions bien connues de M. Riffaterre.» (S. Marcus, *Les écarts dans le langage poétique*. Cinq points de vue touchant leur classification, *RRLi. 13* [1968], 461–470, cit. p. 461). – Zur Kritik in diesem Punkt cf. auch B. Dupriez, *L'étude des styles ou la commutation en littérature*, Ottawa 1971, p. 216. – Ebenso wird bei Zimmer auf die schillernde Leserkonzeption *(archilecteur)* nicht hingewiesen, auf die das von Zimmer bibliographisch erfaßte Werk B. Spillners, *Linguistik und Literaturwissenschaft*, Stuttgart 1974, ausführlich eingeht (p. 52–56). – Allerdings zitiert Zimmer, wenn auch unkommentiert, die auch die Norm-Problematik betreffende gute Kritik von A. Hardy am Schluß seiner Ausführungen (p. 19).

[8] Cf. auch die Ausführungen zur Konnotation p. 65.

[9] J. Molinos gute Darstellung zur Konnotationsproblematik wird erst in den Arbeitsanregungen (7, p. 48) genannt; ihre Aufarbeitung hätte wohl vordringlich zu Zimmers Präsentationsaufgabe gehört.

*sociales* (Vulgarismen)/Coseriu: *diastratisch* (Sprache sozialer Schichten: von Bauern, Arbeitern, etc.)[10]. – Als letztes Einzelproblem der Stilistik diskutiert Zimmer viertens das Phänomen der Stilrekonstruktion und weist mit Ullmann auf das Problem des Überschätzens bzw. Verkennens von Stilwerten bei Texten hin, die zeitlich große Distanz zum Stilanalytiker haben: z. B. auf der Wortebene, der grammatischen Ebene *(passé composé/passé simple)*, der Wortbildungsebene *(-ance)* u. a.

Im letzten Teil (III) führt Zimmer Einzelanalysen vor: 1. Wortstellung und Stil (Ullmann), 2. Visualisierung von Syntaxstrukturen mittels Diagrammen (Sayce) und schließlich 3. Stil als Situationsphotographie und 4. Stilbruch als Stilistikum. Bei den letzten beiden Analysen fließt u. E. Zimmers eigene Stilkonzeption mit ein, die er allerdings nicht nennt und nicht definiert. Beide Unterkapitel (3 und 4) stehen in keinem Zusammenhang mit den anfangs definierten und beschriebenen Stilrichtungen; oder doch: der darin zum Ausdruck kommende Ansatz ist eine Mischung von Spitzers hermeneutischer Intuition unter Hinzuziehen von Phänomenen der Gruppensprachen. Wie anders ist es sonst möglich, am Text von *Gargantua* «zunächst ... die meisten Passagen stilistisch [i.e. intuitiv und spontan] zu definieren» (p. 79)? Es ergeben sich «spontan» Kennzeichnungen wie «dynamische Sprache», «Zurufe», «Argot», «Juristensprache», «Vulgärsprache», «Latein», «Horaz-Zitat», etc. (p. 80), die Zimmer auf gut drei Seiten (!) aufzählt. Abgesehen davon, daß die Wirkung *dynamische Sprache* realisierbar ist durch Zurufe, Argot, Vulgärsprache, etc., die Kriterien also auf ganz verschiedenen Ebenen liegen, eskalieren hier die Folgen der anfangs bereits erwähnten Unterlassung der Darstellung der normgebundenen Abweichungsstilistik. An welchen Vergleichsebenen mißt Zimmer denn? An der Standardsprache? Worin ist sie verankert? Wir würden sogar so weit gehen zu behaupten, daß man den gesamten Teil III – außer vielleicht (3.2), die Diagrammdarstellung der Syntax, die aber auch keine wesentlich neue Einblicke in das Phänomen Stil vermittelt – hätte vereinfachen, verkürzen und verdeutlichen können durch eine gezielte Normdiskussion, z. B. Standardsprache, vor deren Hintergrund u. U. eine gewöhnliche Wortstellung (3.1.), Sondersprachen (3.3.), und Stilbruch (3.4.) sich herauskristallisiert hätten. Ein derart a-methodisches Vorgehen «eine möglichst präzise, objektive Erfassung sprachlicher Fakten» (p. 93) zu nennen, ist nicht nur unzutreffend, sondern übertrifft im Endeffekt selbst die Subjektivität eines Leo Spitzer bei weitem.

Gesamthaft gesehen ist schon der Versuch, eine solche Einführung in diese schwierige Problematik zu schreiben, lobenswert. Die vorliegende Arbeit gibt einen Überblick und einen Einstieg, der in einigen Punkten genauer, in anderen weniger ausschweifend hätte sein können. Als sehr positiv herauszustellen sind die durchgängigen, zuverlässigen Originalzitate mit Stellenangaben, aufgrund derer der Anfänger sich orientieren und weiterlesen kann. Die Arbeitsanleitungen sind sicher anregend und wenn (vielleicht in einer Neuauflage?) noch zusätzliche Vertiefungen, Ausfeilungen – ohne allerdings in die Breite zu gehen – vorgenommen und die Literaturangaben auf einen neueren Stand gebracht werden, ist die vorliegende Arbeit sicher ein empfehlenswertes Buch. Zum Schluß noch eine Anregung: Sollte man die in Teil II und III aufgeführten Einzelprobleme und Einzelanalysen nicht vielleicht schlüssiger und verständlicher aus den in Teil I dargestellten Stilrichtungen ableitbar vornehmen? Dies würde einen weiteren Schritt zur doch im Grunde konstitutiven Integration von Theorie und Praxis bedeuten.

*Petra Braselmann*

[10] L. Flydal, *Remarques sur certains rapports entre le style et l'état de langue*, *Norsk tidsskrift for sprogvidenskap 16* (1972), 241–258, bes. p. 244, 248s., 251. – E. Coseriu, *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes*, Tübingen 1970, bes. p. 32.

E. F. K. KOERNER (ed.), *The Transformational – Generative Paradigm and Modern Linguistic Theory*, Amsterdam (John Benjamins B.V.) 1975, VIII + 462 p. *(Current Issues in Linguistic Theory 1)*.

Der Verlag John Benjamins B.V. hat sich in den letzten Jahren im linguistischen Bereich als recht rührig und erfolgreich erwiesen, was sicher zu einem nicht unerheblichen Teil auf die unermüdlichen Initiativen und das große Organisationstalent von E. F. K. Koerner zurückzuführen ist. Mit dem vorliegenden Band (weitere Bände sind angekündigt bzw. inzwischen erschienen) wird eine neue Reihe eröffnet, die sich v.a. der linguistischen Theoriediskussion widmen soll, wobei bewußt einem Theorie- und Methodenpluralismus das Wort geredet wird: der Herausgeber und das ihn assistierende Redaktionskollegium sind der Auffassung, daß dies die einzige Chance ist, den Fortschritt in der Linguistik zu garantieren und diese vor einer dogmatischen Erstarrung zu bewahren. Ob diese Gefahr 1980 allerdings noch ebenso bedrohlich ist wie 1975, wage ich zu bezweifeln: die Fronten sind in den letzten Jahren wieder in Bewegung geraten.

Der vorliegende Band enthält 16 Beiträge, die z.T. überhaupt zum ersten Mal, z.T. wenigstens in dieser Form erstmals veröffentlicht werden. Sie stammen von Forschern unterschiedlichen Alters und von verschiedener linguistischer Grundhaltung. Allen gemeinsam ist eine mehr oder weniger deutliche Distanz gegenüber der gTG (v.a. in ihrer Standardversion) und ein tiefes Mißtrauen gegenüber dem «Monopolanspruch» der Chomsky-Schule. Es kann denn auch nicht erstaunen, daß die Auseinandersetzung mit dem in den 60er und frühen 70er Jahren fast uneingeschränkt dominierenden Paradigma[1] z.T. recht heftige Formen annimmt. Im einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge[2]:

1. Dwight Bolinger, *Meaning and Form. Some fallacies of asemantic grammar* (p. 3–35). Bolinger kritisiert die gTG v.a. wegen des Versuches, alle Bedeutungsunterschiede in der Tiefenstruktur anzusiedeln und oberflächenstrukturelle Unterschiede als bedeutungsirrelevant anzusehen. Aufgrund eines reichen Belegmaterials wird gezeigt, daß der Variantenbegriff der Phonologie (und der Morphologie) nicht auf die Syntax übertragbar ist: syntaktische Unterschiede sind in der Regel auch Bedeutungsunterschiede. Entsprechendes gilt auch für den intonativen Bereich – 2. Adam Makkai, *Stratificational solutions to unbridgeable gaps in the transformational-generative paradigm* (p. 37–85). Nach Makkai haben die vergangenen Jahre deutlich gemacht, daß die gTG nicht «funktioniert»: sie zeigt nicht «how man behaves», sondern liefert vielmehr eine Karikatur dieses Verhaltens. Deshalb fordert Makkai die Reinterpretation der Kompetenz-Performanz-Dichotomie im Sinne der Pragmatik bzw. Handlungstheorie. Anhand von Problemen aus den Bereichen Übersetzung, Idiomatik und Mehrfachkodierung wird die unterschiedliche Leistungsfähigkeit der beiden Ansätze nachgewiesen. – 3. Fred C. Peng, *Non-uniqueness in the treatment of the separability of semantics and syntax in compound expressions* (p. 87–106). Ob Syntax und Semantik radikal voneinander getrennt werden können, ist umstritten: während Katz-Fodor und Chomsky für die Trennbarkeit eintreten, wird diese von Bloomfield und Hocket einerseits, von McCawley, Bach und Chafe andererseits abgelehnt: von den ersteren, weil die Syntax die Semantik subsumiere, von den letzteren, weil die Semantik die Syntax subsumiere. Anhand von Beispielen aus dem Bereich der Komposita zeigt Peng, daß alle 3 Ansätze je spezifische Nachteile und Schwächen haben und keiner in der Lage ist, alle sich stellenden Probleme befriedigend zu lösen. Ob man daraus allerdings schließen darf, es sei ein prinzipieller Unterschied zwischen Denken (gene-

[1] Ob allerdings der Kuhn'sche Paradigmabegriff so ohne weiteres auf die Geisteswissenschaft anwendbar ist, scheint mir zweifelhaft.

[2] Eine Einführung von J. PETER MAHER konnte aus «technischen Gründen» leider nicht in diesem Band erscheinen.

tisch) und Sprache (soziokulturell) anzunehmen, scheint mir fraglich. – 4. Hsin-I Hsieh, *How generative is phonology?* (p. 109–144). In der gegenwärtigen Theorie der gTG werden Morphemalternanzen normalerweise nicht im Lexikon aufgeführt: als «Oberflächenformen» werden sie im Rahmen der phonologischen Komponente und unter Berücksichtigung des relevanten Kontextes generiert. Der Verfasser stellt sich in seinem Beitrag zwei Fragen: 1. Sind die phonologischen Regeln psychologische Realitäten?; 2. Sind die morphologischen «Oberflächenformen» ins Lexikon aufzunehmen? Am Beispiel des Taiwanesischen und mit Hilfe von Tests wird anhand des Lernverhaltens von Kindern und Erwachsenen gezeigt, daß im Rahmen des permanenten Lernprozesses, der von jedem Sprachbenutzer verlangt wird, nicht nur etwa «abstrakte» phonologische Regeln, sondern vielmehr auch und v. a. «Oberflächenformen» als solche gelernt bzw. memorisiert werden. Nach Auffassung des Verfassers muß deshalb ein adäquat konstruiertes Lexikon diesen Rechnung tragen. – 5. Michael Kenstowicz, *Rule – application in pre-generative american phonology* (p. 145–174). Nach der allgemeinen Auffassung unterscheidet sich die generative Phonologie von der vorgenerativen v. a. durch den Versuch, die Anwendungsreihenfolge der einzelnen Regeln genau festzulegen bzw. eine Regelhierarchie zu erstellen. Der Verfasser versucht zu zeigen, daß im Prinzip aber schon Bloomfield, Sapir, Swadesh, Voegelin usw. im Rahmen des Prinzips der *minimal opacity* mit geordneten Regelsequenzen gearbeitet haben; die gTG ist in diesem Punkt nur viel expliziter. Darüber hinaus darf man aber auch nicht übersehen, daß das heute so hoch gelobte *rule ordering* bei weitem nicht die einzige Möglichkeit ist, Regelinteraktionen korrekt darzustellen. – 6. Leonard Lipka, *Prolegomena to 'Prolegomena to a Theory of Word Formation'. A reply to Morris Halle* (p. 175–84). Die gTG hat einerseits dazu beigetragen, ein neues und verstärktes Methodenbewußtsein zu wecken, andererseits aber auch viele bewährte Methoden und gesicherte Ergebnisse voreilig über Bord geworfen. Dies gilt nach Lipka auch für den Bereich der Wortbildung, und im ganz besonderem Maße für den «Entwurf» von Halle[3]: er vernachlässigt praktisch (und ohne die geringste Rechtfertigung) die ganze Tradition, sein Entwurf ist lückenhaft und spricht ganz zentrale Probleme nicht einmal an, und zu den Fragen, die aufgegriffen werden, wird nichts Neues gesagt. – 7. Royal Skousen, *On the nature of morphophonemic alternation* (p. 185–231). Wie Hsieh befaßt sich Skousen mit den morphologischen Alternanzen, die in der gTG aufgrund phonologischer Regeln generiert werden, die im wesentlichen historische Entwicklungen in synchronische Regularitäten umzusetzen versuchen, die überdies noch im Sprecherbewußtsein den Status von realen Prozeßmustern haben sollen. Aufgrund eines reichen Materials aus dem Finnischen zeigt Skousen, daß diese Regeln im Normalfall weder phonologisch plausibel noch als solche phonologisch formulierbar sind: für den Sprecher handelt es sich um rein morphologische Regeln. Die gTG erweist sich somit auch hier als sprecherfremd, wenn nicht gar als sprecherfeindlich. – 8. Danny D. Steinberg – Robert K. Krohn, *The psychological validity of Chomsky and Halle's Vowel Shift Rule* (p. 233–259). In eine ähnliche Richtung geht auch die Arbeit von Steinberg und Krohn. Die Darstellung der englischen Phonologie von Chomsky und Halle[4] krankt nicht nur daran, daß sie in geradezu «steinzeitlicher Manier» phonologischen und orthographischen (graphematischen) Bereich nicht sauber trennt, sondern und v.a. auch daran, daß sie (u.a.) die Regeln über die Vokalalternanz als vom einzelnen Sprecher internalisiert und im konkreten Kommunikationsakt eingesetzt betrachtet. Aufgrund umfangreicher psycholinguistischer Tests wird nachgewiesen, daß diese Annahme nicht haltbar ist: die Vokalalternanz wird bei ad hoc geforderten Neubildungen (Abteilungen usw.) einfach vernachlässigt. – 9. Raimo Anttila, *Genera-*

[3] Cf. MORRIS HALLE, *Prolegomena to Theory of Word Formation, Linguistic Inquiry 4* (1973), 3–16.
[4] Cf. NOAM CHOMSKY – MORRIS HALLE, *The Sound Pattern of English*, New York – London 1968.

*lization, obduction, evolution, and language* (p. 263–296). Aufgrund eines breiten Literaturreferates zeigt Anttila, daß die gTG nicht nur die sozialen und evolutiven Aspekte der Sprache vernachlässigt, sondern auch den psychologischen Bereich inadäquat behandelt: sie verkennt, daß sprachliche Erscheinungen nicht in naturwissenschaftlicher Art und Weise «vorhersagbar» sind, sondern nur aufgrund des psychologischen Ableitungsbegriffs erklärt (verstanden) werden können. Eine Linguistik ohne hermeneutischen Bezugsrahmen ist für Anttila im vornherein zum Scheitern verurteilt. – 10. Bruce L. Derwing – Peter R. Harris, *What is a generative Grammar?* (p. 297–314). Nach den Verfassern ist die gTG nicht nur eine Kompetenzgrammatik (und damit sehr weit von den Objekten entfernt), sie ist überdies semantisch derart abstrakt, daß sie empirisch uninterpretierbar wird. Damit ist sie zwar einerseits unverletzlich, andererseits aber auch für die Phänomene Sprache und Spracherwerb vollkommen irrelevant. – 11. Edward R. Maxwell, *On the inadequacy of the tree as a formal concept in linguistic analysis* (p. 315–320). Die Baumgraphen sind für die Darstellung sprachlicher Phänomene deshalb ungeeignet, weil sie nach Auffassung von Maxwell sehr oft zu einer Hierarchisierung der Komponenten zwingen, die faktisch nicht ohne Willkürentscheidungen möglich ist. Man fragt sich allerdings bei den von ihm angeführten Beispielen, ob es sich letztlich nicht einfach um syntaktische Homonymieerscheinungen handelt, die im weiteren Kontext ohne arbiträre Eingriffe auflösbar sind. – 12. Walburga von Raffler-Engel, *Language acquisition and common sense* (p. 326–328). In einem eher *causerie*-haften Beitrag unterstreicht die Verfasserin, daß die gTG Sprache und Spracherwerb weitgehend als «kulturfrei» betrachte, Psycholinguistik und Soziolinguistik scharf voneinander trenne und die kommunikative Interaktion vernachlässige. Die Orientierung an den Naturwissenschaften wird ebenso abgelehnt wie die Annahme, die Modelle der gTG entsprächen angeborenen Schemata; angeboren wäre als solche nur die Kognition. – 13. Uhlen V. Slagle, *On the nature of language and mind* (p. 329–47). Nach Slagle wird der Zusammenhang von Linguistik, Philosophie und Psychologie immer deutlicher, weshalb die interdisziplinäre Untersuchung der Wiedergabe von Welterfahrung im Denken und in der Sprache zu einem vordringlichen Desiderat geworden ist. Nach Auffassung des Verfassers ist Chomskys (aprioristischer) Rationalismus vollkommen ungeeignet, ja dieser wäre eigentlich schon seit der Publikation von Kants *Kritik der reinen Vernunft* (1781) hoffnungslos überholt. Nach Slagle kann eine adäquate Darstellung der Zusammenhänge zwischen Wahrnehmungserfahrung, Denken und (lexikalischen und grammatikalischen) Bedeutungsstrukturen nur erreicht werden, wenn man von den unabhängig von jedem theoretischen Gerüst existierenden Fakten (?) ausgeht. Für ihn ist es im wesentlichen die Gestaltpsychologie, die hierfür die notwendigen Voraussetzungen geschaffen hat und mit deren Hilfe man zeigen kann, wie aufgrund von Similaritäts- und Kontiguitätsrelationen Perzeptionsfelder entstehen, die dann denkerisch und sprachlich bewältigt werden. – 14. Lyle Campbell, *Epistemological Dilemmas and the TG paradigm* (p. 351–358). Campbells Beitrag ist geprägt durch die Enttäuschung über die Aporie, in die einige der Grundannahmen der gTG geführt haben. Er betont v.a. ihre Unfähigkeit, psychische Realität und diastratische/diatopische Variation aufeinander zu beziehen und als organisches Ganzes zu behandeln. Ebenso wäre es auch nicht gelungen, statische und dynamische Aspekte der Sprache im Rahmen einer adäquaten Dialektik aufzufangen. – 15. Dell Hymes, *The pre-war Prague school and post-war american anthropological linguistics* (p. 359–380). Der Beitrag von Hymes ist einerseits autobiographisch, andererseits wissenschaftsgeschichtlich orientiert. Er stellt dar, wie er selbst von der amerikanischen Ethnolinguistik (v.a. Sapir und seine Schüler) und vom europäischen Funktionalismus (v.a. Jakobson, z.T. auch Levi-Strauß) beeinflußt und geprägt worden ist. Wissenschaftsgeschichtlich wird betont, daß die beiden Strömungen keineswegs unvereinbar seien, sondern aufgrund gewisser Lücken geradezu als komplementär betrachtet werden können, zumal in beiden Fällen Ansatzpunkte für derartige Erweiterungen durchaus

vorhanden seien. Es werden dann noch Pike und Chomsky zu diesen beiden Schulen in Beziehung gesetzt, wobei v.a. dem letzteren der Vorwurf nicht erspart werden kann, die Isolierung der Linguistik auf die Spitze getrieben zu haben: die Linguistik ist zwar eine selbständige, keineswegs aber eine von den Nachbardisziplinen unabhängige Wissenschaft. – 18. Esa Itkonen, *Transformational Grammar and the philosophy of science* (p. 380–445). Itkonen legt zuerst seine Auffassung von Positivismus ausführlich dar und skizziert das Funktionieren des deduktiv-nomologischen Modells; auf die Diskussion eines induktiven Modells wird verzichtet, da die gTG statistischen Erklärungen im vornherein jede Relevanz abspricht. In einem weiteren Schritt wird dann gezeigt, daß die Erklärungen der gTG nicht vom deduktiv-nomologischen Typ sind und sie somit auch nicht in Anspruch nehmen kann, eine empirische Wissenschaft im positivistischen Sinn zu sein. Vielmehr artikuliert bzw. rekonstruiert sie intuitives sprachliches Wissen: sie ist somit in erster Linie hermeneutischer Natur, und somit nicht den Naturwissenschaften, sondern den Geisteswissenschaften zuzuordnen. – Der Band schließt mit einer Zusammenstellung der wichtigsten Lebensdaten der Beiträger und des Herausgebers (p. 447–455) und einem Namensindex (p. 457–462).

Gesamthaft gesehen kann das Unternehmen, eine Art Bestandsaufnahme der kritischen Auseinandersetzung mit der gTG zu publizieren, als durchaus geglückt bezeichnet werden, wenn auch die Orientierung und das Niveau der Beiträge z.T. recht unterschiedlich sind. Die vier Sektionen *Syntax and Semantics* (Nr. 1–3), *Phonology and Morphology* (Nrn. 4–8), *Linguistic Theory and the Philosophy of Language* (Nrn. 9–13) und *Epistemology and History of Linguistics* (Nrn. 13–16) lassen die Hauptstoßrichtungen der Kritik mit aller Deutlichkeit hervortreten. Es sind dies die folgenden Aspekte der gTG: das Abstraktionsniveau ist zu hoch und der Formalismus wird zum Selbstzweck; der Anspruch des (positivistischen) Empirismus ist unhaltbar; der Ansatz ist unvereinbar mit der psychologischen Realität und hat weder den Charakter einer Theorie noch eines Modells; die Hypothese von den «angeborenen Ideen» ist unhaltbar; es werden entscheidende Aspekte und Komponenten der Sprache und des Sprachlebens vernachläßigt: evolutiver Aspekt, kommunikativer Aspekt, Kontext, sozio-kultureller Bereich, diatopischer Aspekt usw.; die Zuweisung bestimmter Phänomene an die syntaktische, phonologische oder lexikalische Komponente ist oft vollkommen willkürlich, die Trennung der drei Bereiche viel zu radikal; frühere Methoden und Forschungsergebnisse werden leichtfertig vernachlässigt. Diese Einwendungen und Vorbehalte treten immer wieder und in immer wieder anderen Konstellationen auf – ein sicheres Indiz dafür, daß sie – trotz gewisser Übertreibungen – doch zentraler Natur sind.

*Peter Wunderli*

★

OTTO GSELL, *Gegensatzrelationen im Wortschatz romanischer Sprachen*, Tübingen (Niemeyer) 1979, VI + 219 p. *(Beih. ZRPh. 172)*.

Die vorliegende Würzburger Habilitationsschrift befaßt sich mit einem Problem, das bisher in der semantischen Literatur zu den romanischen Sprachen nur allzu oft vernachlässigt oder doch als marginal behandelt wurde: der Ermittlung, Analyse und Klassifikation von Gegensatzrelationen. Diesen kommt nach Auffassung des Verfassers ganz besondere Bedeutung zu, da sie entscheidende Aufschlüsse über die Semstruktur von Lexien (bzw. über wichtige Teile derselben) liefern sowie wichtige Hilfestellungen bei der Definition von «Bedeutungen» (Sememen) leisten würden. Daß die Wichtigkeit der Gegensatzrelationen so

lange verkannt wurde, wäre nach Gsell v. a. Saussures Zeichenmodell anzulasten, das die Forschung während Jahrzehnten davon abgehalten hätte, die Zeichen (Wörter) nicht isoliert, sondern als Teile von strukturierten Paradigman und Feldern zu betrachten – eine erstaunliche Behauptung, die nicht nur von einer totalen Fehlinterpretation des *Cours* zeugt, sondern auch eine erschreckende Unkenntnis der in den letzten 20 Jahren zu Saussure erschienenen Arbeiten (Godel, Engler, De Mauro, Amacker und meine eigenen Studien) zutage treten läßt. Hier nur einige dieser unglaublichen Behauptungen:

– P. 5 liest man: «... *valeur* und *signifié* stellen sich im *Cours* als inkommensurable Größen dar». Mitnichten: sie sind zwei verschiedene Aspekte ein und desselben Phänomens: der Zeicheninhalt als Teil eines «Planetensystems» und der Zeicheninhalt als Gegenstück zur Ausdrucksseite! Es ist deshalb vollkommen abwegig, von «‹strukturfeindlichen› Prinzipien der Saussureschen Zeichentheorie» zu sprechen.

– P. 6 liest man, die Definition des Zeichens als «entité psychique» verhindere seine Untersuchung als reines *langue*-Phänomen und bringe es in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Psychologie. Aber *psychique* ist doch nicht identisch mit *psychologique*! Saussure will doch damit nur den nicht-materiellen, rein mentalen und potentiellen Charakter der *langue*-Einheiten unterstreichen!

– P. 6, 18 wird der Ausdruck *rapports associatifs* angeprangert, der erneut deutlich machen würde, daß Saussure einem nicht-linguistischen Psychologismus huldige. Es ist zwar richtig, daß Assoziationen im allgemeinen durchaus auf nicht-sprachlichen Phänomenen beruhen können, ja dies sehr oft auch tun. Nur: wenn Gsell sich die Mühe gemacht hätte, den *Cours* und v.a. die kritische Ausgabe von Engler richtig zu lesen, hätte er leicht erkennen können, daß Saussure den Assoziationsbegriff viel enger faßt: die *rapports associatifs* sind nichts anderes als paradigmatische Strukturen (auf den verschiedensten Hierarchieebenen)!

– P. 6/7 wird Saussure, aber auch Ullmann und Ogden-Richards vorgeworfen, sie würden das Wort immer isoliert betrachten. Und was ist mit Saussures Gegenüberstellungen von fr. *mouton*, engl. *mutton/sheep;* fr. *louer*, dt. *mieten/vermieten;* fr. *cher*, dt. *lieb/teuer* usw.?

– P. 7/8 wird Ullmann, Saussure usw. vorgeworfen, sie würden bei den Konkreta ein Abbildverhältnis vom Typ 1:1 zu einer *vorgegebenen* Klasse von Denotata annehmen. Aber hat Saussure nicht immer wieder die Nomenklaturkonzeption mit aller Entschiedenheit abgelehnt und betont, daß sich die Denotationsklassen gerade erst aufgrund der sprachlichen Gegebenheiten konstituieren?

Die Liste derartiger Fehlleistungen könnte noch um ein Beträchtliches erweitert werden. Anstatt sich derartige Blößen zu geben, hätte der Verfasser besser die kommentierte Ausgabe von De Mauro oder die Studie von Amacker gelesen[1] – oder sich überhaupt nicht mit Saussure befaßt, was ohne weiteres möglich gewesen wäre: die Auslassungen über den *Cours* bringen für den weiteren Fortgang der Arbeit überhaupt nichts.

Die neueren Impulse für die Beschäftigung mit der Antonymie sind nach Gsell einerseits von Trier und der semantischen Feldtheorie, andererseits von der auf der Phonologie fußenden semantischen Merkmalanalyse (Hjelmslev, Coseriu) ausgegangen. Dies ist zweifellos richtig. Nicht zutreffend ist dagegen, wenn p. 13 behauptet wird, für diese neueren Strömungen sei «der Zeicheninhalt ... eine nicht mehr sprachliche, sondern [eine] metasprachliche Größe» und im Anschluß daran Namen wie Leisi und Hilty genannt werden: metasprachlich ist auch für diese Forscher nicht der Zeicheninhalt als solcher, sondern vielmehr seine Be-

[1] Cf. T. DE MAURO: FERDINAND DE SAUSSURE, *Corso di linguistica generale*. Introduzione, traduzione e commento di T. d. M., Bari ²1968, ³1970; R. AMACKER, *Linguistique saussurienne*, Génève 1975.

schreibung bzw. das zu seiner Beschreibung eingesetzte Instrumentarium! Ebenso perplex läßt die Aussage p. 17, wonach die Bedeutung nur im Ausnahmefall ausschließlich durch distinktive Züge bestimmt sei, während im Normalfall immer ein rein «referentieller» Rest bleibe. Aber ist dies nicht auch wieder ein rein metasprachliches Phänomen, beruhend auf der Tatsache, daß eben umfassende Semanalysen für den Wortschatz von Einzelsprachen noch ausstehen und wir deshalb immer wieder auf relativ «oberflächliche», Dank besonderen Gegebenheiten eben leichter zugängliche Teilaspekte und -bereiche zurückgeworfen werden (wie z.B. eben die Gegensatzrelationen)? Auf jeden Fall ist das in diesem Zusammenhang angeführte Geckelerzitat (p. 17 [und N 46]) vollkommen falsch interpretiert: es handelt sich nicht um eine auf das Objekt «Wortinhalt» bezogene Aussage, sondern vielmehr um eine rein forschungsstrategische Einschränkung, mit der eine Begrenzung des Untersuchungsobjekts auf die *innerhalb eines Wortfeldes feststellbaren Unterschiede* vorgenommen wird![2]

Weniger problematisch sind die nun folgenden Teile und Aussagen. Gsell stellt zuerst (p. 21ss.) die Behandlung der Gegensatzrelationen in der Logik dar und führt die Begriffe konträr und kontradiktorisch ein: beim konträren Gegensatz können von zwei Aussagen $p$ und $q$ zwar nicht beide richtig, wohl aber beide falsch sein ($\neg p \neq q, \neg q \neq p$), während beim kontradiktorischen Gegensatz die beiden Aussagen weder gleichzeitig richtig noch gleichzeitig falsch sein können ($\neg p = q, \neg q = p$); der kontradiktorische Gegensatz stellt sich so als Spezialfall des konträren dar (zweigliedrige /vs/ mehrgliedrige Opposition, wobei $p$ und $q$ die extremen Pole bezeichnen). Auf dieser Basis fußt nun v.a. Lyons (cf. p. 34ss.), der den logischen Ansatz mit der Feldtheorie zu verbinden versteht[3]. Ein Feld konstituiert sich für ihn über die Gesamtheit der bilateralen Oppositionen, die innerhalb einer gegebenen Menge von Wörtern existieren; Hyponymie, Synonymie, und «Inkompatibilität» sind in diesem Zusammenhang gleichberechtigt. Mit dem Ausdruck der «Inkompatibilität» wird nun der eigentliche Bereich der Gegensatzrelationen abgedeckt, der bei Lyons in 3 Subtypen zerfällt: die Komplementarität (= kontradiktorischer Gegensatz), die Antonymie (≈ konträrer Gegensatz) und die Konversität (cf. *précéder/suivre* usw.). Als problematisch erweist sich nun v.a. die Definition der Antonymie bei Lyons, da dieser sie auf *graduierbare* Wörter beschränkt wissen will, deren graduierte Formen bei Substitution (und gleichzeitiger Permutation der Nominalphrasen) zu äquivalenten Sätzen führen. Auf ähnliche (operationale) Weise, aber ohne Rückgriff auf die Gradation wird die Konversität definiert, während die Komplementarität als Spezialfall der Antonymie gesehen wird (cf. oben das Verhältnis von konträrem und kontradiktorischem Gegensatz in der Logik). Diese Definitionen haben zweifellos den Vorteil, nicht analytischer, sondern operationaler Natur zu sein. Der Preis, der hierfür bezahlt wird, ist die Tatsache, daß eine weitere Analyse und Subklassifikation der Gegensatzrelationen nicht möglich ist (p. 38). Überdies fällt es Gsell (p. 39s.) relativ leicht, zu zeigen, daß die Beschränkung der Antonymie auf graduierbare Adj. (allenfalls noch auf Adjektivabstrakta) bei Lyons an den sprachlichen Gegebenheiten vorbeigeht: schon die «naive Sprecherintuition» zeigt, daß es entsprechende Relationen auch bei Substantiven (cf. *Krieg* /vs/ *Frieden*), Verben (cf. *lieben* /vs/ *hassen*), Präpositionen (*mit* /vs/ *ohne*) usw. gibt. Zudem ergeben sich auch bei den Adj. Probleme, da z.B. *moins laid* nicht immer einfach als Äquivalent von *plus joli* angesehen werden darf. Gsell stellt deshalb durchaus zu Recht fest, daß Lyons die Antonymierelation zu eng fasse.

An die Diskussion der Arbeit von Lyons schließt dann eine ausführliche Darstellung des Ansatzes von Coseriu (und Geckeler) an (p. 40ss.). Nacheinander werden die Begriffe Archi-

[2] Cf. H. Geckeler, *Zur Wortfelddiskussion.* Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes «alt-jung-neu» im heutigen Französisch, München 1971, p. 69.

[3] Cf. J. Lyons, *Structural Semantics.* An Analysis of Part of the Vocabulary of Plato, Oxford 1963.

lexem, Lexem, Sem, graduelle Opposition (cf. z.B. die Temperaturbezeichnungen), privative Opposition (cf. z.B. lat. *ater* /vs/ *niger*)[4] eingeführt und gezeigt, daß auch der Begriff der Korrelation in durchaus sinnvoller Weise aus der Phonologie in die Semantik übertragen werden kann (p. 42/43). Man wird Gsell in all seinen Ausführungen folgen (auch dort, wo er die Komplementarität mit der privativen, die Antonymie mit der graduellen Opposition gleichsetzt) – aber nur bis zu dem Punkt, wo er wieder in seinen bereits oben erwähnten Fehler zurückverfällt und zwischen einem «differentiell bestimmten» und einem «außersprachlich bestimmten Teil des Wortinhalts» unterscheiden will (p. 43) und dann p. 44 nochmals abschließend unterstreicht, «daß Wortinhalte sich in aller Regel nicht allein aus distinktiven Merkmalen zusammensetzen, sondern auch einen nur referentiell darstellbaren Anteil besitzen». So sehr Gsell auch an diesem Punkt zu liegen scheint: seine Ausführungen sind inkonsistent. Einmal ist nicht einzusehen, warum nicht auch die referentielle Komponente[5] über eine Merkmalanalyse beschrieben werden kann. Ja, zum andern muß man sich sogar fragen, ob eine Merkmalbeschreibung nicht wissenschaftstheoretisch unabdingbar ist: setzt Gsells Vorgehen nicht so etwas wie in der Objektwelt vorgegebene Entitäten voraus, was letztlich eine Verletzung des Prinzips des *arbitraire radical*[6] und damit – über den Umweg einiger strukturalistischer Verbrämungen – im Endeffekt einen Rückfall in das von Saussure so heftig bekämpfte Nomenklaturdenken bedeuten würde?! Aber nicht nur hier neigt Gsell dazu, vollkommen unhaltbare Gegensätze und Unterscheidungen zu konstruieren – das gleiche gilt auch, wenn er (erneut p. 44) erklärt, «in manchen Fällen [ließen] sich Inhaltskomponenten als innersprachlich-distinktive Züge und zugleich auch als außersprachlich bedingte Gebrauchsregeln im Sinne Leisis auffassen.» Einmal: wie können Gebrauchsregeln außersprachlich bedingt sein, wenn man die Sprache nicht als Nomenklatur betrachtet? Und dann: semantische Merkmale und Gebrauchsregeln sind doch immer (weitgehend) interdependent: sie stellen letztlich zwei Aspekte ein und deseslben Phänomens dar, wobei allerdings noch gewisse Unterschiede bezüglich des Abstraktionsniveaus in Rechnung zu stellen sind. Und noch ein letztes: wenn Gsell p. 45 behauptet, auch nach Coseriu gebe es Teile des Wortschatzes, die einer strukturellen Semantik überhaupt nicht zugänglich seien[7], so möchte man fast von einer böswilligen Unschärfe der Wiedergabe sprechen: Coseriu erwähnt die Möglichkeit von nicht bzw. schwach strukturierten Bereichen des Lexikons in einer hypothetischen Periode, um dann gleich beizufügen, daß die vermeintliche Unschärfe sich erfahrungsgemäß bei adäquater Beschreibung auflöse!

Anschließend werden dann noch kurz einige Ansätze angesprochen. Bei Robert Martin scheint Gsell v.a. beachtenswert, daß für ihn der «Ort» der Antonymie nicht das Lexem (*signifié*), sondern das Sem ist (p. 43, 55ss.); bei G. Wotjak scheint ihm die Unterscheidung von semantischer Mikrostruktur (wortintern) und semantischer Makrostruktur (syntagmatisch/paradigmatisch) erwähnenswert (p. 44); bei A. Roceric wird die Erkenntnis herausgestellt, daß die formale Markierung eines Terms (Negativpräfix) noch nichts aussage über seine positive oder negative Markierung in semantischer Hinsicht (p. 52/53); usw. Bevor Gsell dann zur Darstellung des eigenen Ansatzes übergeht, werden nochmals die wichtigsten Unterschiede zwischen den Vorgehensweisen von Lyons und Coseriu herausgestellt. Während Lyons nur einen Teil des Wortinhalts in distinktive Züge auflöst und daneben einen nicht-

[4] Wo bleibt hier die *äquipollente* Opposition?

[5] Für Gsell scheinen nur Konkreta, d.h. Wörter mit Verweisfunktion auf Einheiten bzw. Klassen der Objektwelt «Referenz» zu haben – ein offensichtlich unausrottbarer, aus der traditionellen Sprachphilosophie übernommener Irrtum.

[6] Cf. Amacker, *Linguistique saussurienne*, p. 81ss.

[7] Cf. Coseriu, *TLL 2/1* (1964), 155–57.

analysierbaren Anteil annimmt, plädiert Coseriu für eine integrale Semanalyse[8]. Bei Lyons kommt überdies den (bilateralen) Gegensatzrelationen innerhalb des ganzen semantischen Gefüges eine Sonderstellung zu, während bei Coseriu alle Oppositionen gleichrangig wären. Nach Gsell wäre nun Coserius Modell für die Untersuchung der Gegensatzrelationen einfach zu aufwendig (v.a. auch aufgrund der Tatsache, daß ein objektsprachliches Hyperonym meist fehlt); er entschließt sich deshalb, im wesentlichen Lyons zu folgen. In diesem Punkt muß Gsell sicher Recht gegeben werden: den Gegensatzrelationen kommt innerhalb der das Semem ausmachenden Semhierarchie ganz sicher eine Sonderstellung zu (wohl letzte Hierarchiestufe), so daß es durchaus möglich ist, Gegensatzrelationen ohne weitere Aufschlüsselung des restlichen semantischen Gehalts zu analysieren. Dagegen ist mir nicht einsichtig, warum es unmöglich sein soll, Gegensätze vom Typus *mehr/weniger, über/unter einer Norm* in phonologie-ähnlichen Oppositionstermini zu beschreiben: die ganze Intonationsforschung macht schließlich nichts anderes (allerdings im phonologischen Bereich), und letzten Endes beruhen auch die Phänomene im segmentalen Bereich auf derartigen Erscheinungen (und nicht auf irgendwelchen absoluten Werten)[9]; was Gsell hier als großes Problem sieht, ist letztlich nichts anderes als eine Formulierungsfrage!

Für seinen eigenen Ansatz (p. 60ss.) geht Gsell von dem allgemeinen Konsens aus, daß eine Semanalyse zumindest teilweise (und insbesondere für die Gegensatzrelationen) möglich sei und daß sich in diesem Fall eine Definition im logischen Rahmen aufgrund von Beziehungen zwischen Aussagesätzen (> Kontextgebundenheit) als sinnvoll erweise. In diesem allgemeinen, stark von Lyons geprägten Rahmen werden nun 3 Arten von Gegensatzrelationen unterschieden: die Antonymie, die Komplenymie und die Konversität. Die *Antonymie* wird *nicht* wie bei Lyons an die Gradationsfähigkeit zurückgebunden, sondern erscheint vielmehr in allgemeinerer Form als Inversion einer Orientierungs- bzw. Bewegungsrichtung oder als Positionsgegensatz auf einer der 3 möglichen Achsen Vertikalität, Horizontalität, Tiefe (cf. *avant* /vs/ *arrière, sur* /vs/ *sous, jusqu'à* /vs/ *depuis*, usw.). Der Inversionsmechanismus läßt sich auch auf den Wertungsbereich übertragen, doch muß gleichzeitig auch betont werden, daß es einige Fälle gibt, die nicht inversiv interpretierbar sind, sondern nur über die Negation erfaßt werden können *(chacun* /vs/ *nul, partout* /vs/ *nulle part)*. Im logischen Bereich entspricht der Antonymie der *konträre* Gegensatz. – Die Komplenymie wird als Spezialfall der Antonymie dargestellt, genau wie in der Logik der kontradiktorische Gegensatz als Spezialfall des konträren erscheint. Sie wäre im Prinzip als privative Opposition darstellbar, nur würde sich dabei immer das Problem stellen, den markierten Oppositionsterm zu ermitteln. Nach Gsell würde die Zugehörigkeit zum positiven oder negativen Markierungsbereich sogar in zahlreichen Fällen je nach Situation und Kontext wechseln, weshalb sich syntaktische Testverfahren als weitgehend ineffizient erweisen würden (p. 70). Hier scheint mir allerdings eine ungenügende Behandlung der privativen Opposition deutlich zu werden, die sich auch schon bei A. Roceric findet: sie wird fast so angegangen, wie wenn sie äquipollenter Natur wäre, ohne der entscheidenden Tatsache Rechnung zu tragen, daß der nicht-markierte Term auch für den markierten eintreten kann. Oder – und dies scheint mir noch wahrscheinlicher zu sein – liegen hier gar keine privativen Oppositionen vor? Müssen Inversion und Negation nicht prinzipiell als Operatoren äquipollenter Natur behandelt werden? Diese Frage bedarf sicher noch weitergehender Abklärung, ebenso wie auch Gsells Feststellung, daß (im Gegensatz zu Lyons Auffassung) z.T. auch Komplenyme graduierbar seien (cf. *vrai* /vs/ *faux*) und

[8] Hier zeigt sich bei Gsell ein offener Widerspruch zur oben kritisierten Coseriu-Interpretation! Auf jeden Fall dürfen die Normrestriktionen nicht als nicht-strukturierbarer semantischer Inhalt aufgefaßt werden, wie dies Gsell p. 46/47 tut!

[9] Cf. Wunderli et al., *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, Kap. 2.

die Beifügung einer Gradangabe Komplenyme oft in Antonyme überführe (cf. [*in-*] *acceptable* > *très acceptable*). – Was die Konversität (*précéder* /vs/ *suivre* usw.) angeht, so ist diese Relation weitgehend problemlos und kann im von Lyons vorgegebenen Rahmen behandelt werden. – Schließlich bleibt noch eine Restgruppe von Fällen wie *écrire* /vs/ *lire*, *question* /vs/ *réponse* usw., die aufgrund der Kriterien von Inversion und Widersprüchlichkeit nicht erfaßbar wären und denen man nur mit Hilfe von Implikationen und Präsuppositionen beikommen könnte. Nur: wenn man wie Gsell vorgeht, kann man dann überhaupt noch von Gegensatzrelationen sprechen? Ich meine, daß auch in diesem Fall das Inversionsschema durchaus brauchbare Resultate liefern könnte, sofern man es erweitert durch die Hereinnahme eines Aktanten- bzw. Kasusmodells.

Wir sind somit mit Gsell der Meinung, daß Inversion und Negation im wesentlichen ausreichende Begriffe zur Darstellung der Gegensatzrelationen sind – nur möchten wir auch die 4. Gruppe in dieses Urteil eingeschlossen sehen. Weniger zu überzeugen vermögen dagegen die Konsequenzen, die er aus der (relativen) Kontextabhängigkeit der Gegensatzrelationen zieht: er führt eine definitorische Restriktion ein, die besagt, daß eine Gegensatzrelation immer dann vorliegt, wenn 2 Wörter in mindestens einem Kontext aufgrund des oben erwähnten Substitutions-Permutationsverfahrens zu äquivalenten Aussagen führen. Damit verschiebt sich allerdings die ganze Argumentation auf die Ebene der *parole* (bestenfalls der Norm); über die auf Systemebene gegebene Semstruktur (und gerade diese visiert Gsell ja eigentlich an) lassen sich so gar keine Aussagen mehr machen, da kontextbedingte «Zufallseffekte» nicht mehr als solche identifizierbar sind. Erstaunlich – und in krassem Gegensatz zu dieser Haltung – ist ferner, daß Gsell andererseits das Synonymieproblem auf Systemebene ansiedeln will (p. 84)!

Im deskriptiven Teil (p. 95ss.) will Gsell schließlich den Umfang des gegensatzfähigen Wortschatzes in den romanischen Sprachen (und insbesondere im Französischen) ermitteln, seine begrifflich-semantische Lagerung herausarbeiten und eine Typologie der Gegensatzrelationen erarbeiten. Um nicht irgendeinen Idiolekt darzustellen und ein einigermaßen homogenes, von der Frequenz der Einheiten her gesehen repräsentatives Material zu erreichen, entschließt er sich, auf die (auf einem «Zufallskorpus» basierenden) Frequenzwörterbücher von Juilland et al. (Sp., Rum., Fr., It.) zurückzugreifen – und dies, obwohl er sich der Mängel dieser Analysen (kein Kontext; «Wort» als graphische Einheit behandelt; Vernachlässigung der Semantik; willkürliche Behandlung der Partizipien [V; Adj.]; willkürliche Annahme von Homonymien; usw.) durchaus bewußt ist. Es fragt sich hier, ob man nicht sinnvoller mit einer Synopsis der gängigen (Gebrauchs-) Wörterbücher in den betreffenden Sprachen arbeiten und z.B. nur alle diejenigen Lexien berücksichtigen würde, die durchgängig erfaßt sind. Damit würde man nicht nur die Hauptmängel bei Juilland vermeiden, es würde überdies auch deutlich, daß der Wortschatz (≠ Lexeminventar) nicht ein *langue*-, sondern ein Normphänomen ist!

Was den quantitativ-onomasiologischen Überblick angeht, so stützt sich Gsell für die Klassifikation auf das Begriffssystem von Hallig-Wartburg (p. 104 ss.). Es zeigt sich dabei, daß z.B. von den 5082 gebräuchlichsten Wörtern des Frz. rund 50% gegensatzfähig sind, und zwar ca. 30% der Subst., 60% der Verben und Adv., 80% der Adj. Allerdings muß einschränkend erwähnt werden, daß nur sehr wenige Lexien in allen Kontexten gegensätzlicher Natur sind (z.B. Konkreta meist nur bei abstraktiver Umsetzung). Was die Komplenymie angeht, so macht sie bei den Adj. 20–25%, bei den anderen Wortarten ca. 15% des gegensatzfähigen Wortschatzes aus, während die Konversität überall unter 5% liegt. Was die semantische Lagerung betrifft, so ergeben sich für die einzelnen Bereiche folgende Anteile an gegensatzfähigen Einheiten: *Univers* 5%; *L'homme, être physique* 25%; *L'âme et l'intellect* 80%; *L'homme, être social* 33% (gesellschaftliches Leben) bzw. 14% (Arbeit); *Organisation*

*sociale* 16%; *L'a priori* 60%; d.h. es sind v.a. der «menschenkundliche» Wortschatz und die allgemeinen Denk- und Begriffskategorien, die zur Gegensatzbildung neigen.

Was die Typologie angeht, so behandelt Gsell zuerst die Adjektive, d.h. die im Bereich der Gegensatzbildung privilegierte Wortart. Die Pole (+/—) sind in der Mehrzahl der Fälle als Meßpunkte auf einer Skala zu interpretieren, wobei die Zuweisung der positiven bzw. negativen Charakteristik in der Regel problemlos ist (cf. *vrai* /vs/ *faux* usw.); gleichwohl gibt es schwer faßbar Fälle (cf. *calme* /vs/ *inquiet*, *jeune* /vs/ *vieux* usw.), und manchmal wären «sprachliche» und «außersprachliche» Charakterisierung sogar widersprüchlich (p. 124/25): sprachlich wäre *clair* positiv markiert, außersprachlich dagegen *trouble* (aufgrund der Beifügung von Unreinheit, Schmutz usw.). Nur: seit wann haben physikalische Gegebenheiten im semantischen Bereich (abgesehen von zufälligen Übereinstimmungen) irgendwelche Relevanz? Auch hier macht sich Gsells Nomenklaturdenken wieder störend bemerkbar! Was die Ermittlung des positiv polaren Terms aufgrund syntaktischer Testverfahren (*wh*-Fragen, Beifügung von *peu* usw.) angeht, so kann Gsell zeigen, daß diese zwar sehr oft zu annehmbaren Resultaten führen, es aber auch immer abweichende Fälle gibt, so daß eine mechanische Anwendung nicht möglich ist; deshalb vertritt er die Auffassung, man könne auch gleich von allem Anfang an zur Introspektion greifen, da deren Resultate keineswegs problematischer seien (p. 129). – Im Anschluß an diese allgemeinen Überlegungen zum Adj. werden die Grad- und Quantitätsantonymie (v.a. Konkreta; starke Kontextabhängigkeit), die Gegensatzrelation bei absoluten Adj. (oberer/unterer Grenzwert einer Skala; +/— Erfüllen einer Norm), die Wertungsantonymie (absolute Pole, relativierbar durch Gradation)[10] sowie einige Sondergruppen behandelt. Das Kapitel schließt mit einem kontrastiven Ausblick auf die romanischen Sprachen (p. 158ss.).

Was die Verben angeht, so wird zuerst die Antonymie bei Vektorverben (Richtungsverben) untersucht, die in solche mit festem Bezugspunkt *(monter/descendre)* und solche deiktischer Natur *(avancer/reculer)* zerfallen würden. Gerade bei polysemen Verben wäre sehr häufig eine Neutralisation des Richtungsvektors festzustellen. Weiter ergeben sich folgende Klassen: Antonymie bei skalenbezogenen Verben *(augmenter/diminuer)*; Antonymie bei transformativen (zustandsverändernden) Verben (*salir/nettoyer*, *égarer/retrouver* usw.)[11]. Wertungsgegensätze (oft kombiniert mit Gradpolarität [*louer/blâmer*, *adorer/détester* usw.]); negationsbedingte Antonymie (v.a. kausativ /vs/ antikausativ [*faire/empêcher*, *accorder/refuser* usw.]), ein insofern bemerkenswerter Fall, da hier der Richtungsgegensatz irrelevant ist und eine reine Negationsabhängigkeit vorliegt (was sich sonst nur bei Komplenymen findet)[12]. – Wie schon bei den Adjektiven, so erweist sich auch bei den Verben die Grenze zwischen

[10] Durchaus erfreulich und einem heute (leider) weitverbreiteten Trend zuwiderlaufend ist die Tatsache, daß Gsell die Wertung nicht einfach in den Bereich der Konnotation abschiebt, sondern sie als semantisches Merkmal behandelt.

[11] In diesem Zusammenhang sieht sich Gsell auch gezwungen, die Frage von Aktionsstand, Aktionsakt und Aspekt zu diskutieren. Unerklärlich ist mir, warum er seine für die transformativen Verben aufgestellten Kategorien *induktiv* (z.B. *salir*) und *reversiv* (z. B. *nettoyer*) nicht auch zu den Aktionsarten rechnet. Überdies scheint mir die Infragestellung des (rein) lexikalischen Charakters der Aktionsarten p. 171/72 ungerechtfertigt: auch wenn es aufgrund der Interaktion mit Aspekt und Aktionsstand Neutralisierungs- und Umwertungsphänomene gibt, ist damit die prinzipielle Zuordnung noch keineswegs in Frage gestellt. Gsell wird hier ganz eindeutig das Opfer seiner Argumentation auf *parole*-Ebene, deren Ergebnisse er unbesehen und unmodifiziert als für die Systemebene gültig betrachtet.

[12] Es liegt hier aber keine Komplenymie vor, da *ne pas faire* ≠ *empêcher* usw.: es gibt zw. *faire* und *empêcher* eine Art Neutralzone, die man mit *ne pas faire/ne pas empêcher* bzw. *laisser/permettre* umschreiben kann.

Antonymie und Komplenymie als fließend und in hohem Maße kontextabhängig – wobei Gsells Argumentation allerdings erneut zu stark auf die Redeebene abhebt und diese kurzgeschlossen mit der Systemebene gleichsetzt. Begriffsfelder, die in besonders starkem Maße zur Komplenymie neigen, sind die nicht-transformativen Verben *(conserver, continuer ... /vs/ abandonner, arrêter)*, die Ausdrücke für Handlungsunterlassungen *(s'abstenir/assister)*, die potentiellen Antikausative *(nier, refuser)*, die Ausdrücke für Fehlen und Verfehlen *(manque/ atteindre)*. – Problemlos ist nach Gsell wiederum der Fall der Konversität *(précéder/suivre, vendre/acheter)*. Auch dieses Kapitel schließt wieder mit einer kontrastiven Betrachtung.

Das Kapitel über die Substantive schließlich (p. 184ss.) bringt kaum etwas Neues, da es keine substantivischen Gegensatztypen gibt, die nicht auch im adjektivischen und/oder verbalen Bereich vorkämen. Erwähnenswert ist allerdings die Tatsache, daß je ⅓ der gegensatzfähigen Subst. Adjektiv- bzw. Verbalabstrakta sind, wobei sich allerdings oft erhebliche semantische Abweichungen zwischen Basisterm und Ableitung finden. Erklärt wird diese Tatsache von Gsell – für mich nicht ganz schlüssig – aufgrund der spezifischen syntaktischen Eigenschaften der Substantive.

Die Arbeit schließt mit einer knappen Zusammenfassung (p. 191ss.) und einem Ausblick (p. 194ss.), in dem die Bedeutung der Untersuchung für die Statistik, die Lexikographie, die Psychologie und die Fremdsprachenvermittlung kurz angesprochen wird. In einem Anhang folgt dann die statistische Auswertung des frz. Frequenzwörterbuchs von Juilland. Den Abschluß bilden ein Index und die Bibliographie.

Gesamthaft gesehen hinterläßt die Studie von Gsell einen sehr zwiespältigen Eindruck. Der allgemeine Rahmen wimmelt von Fehlern und Fehlinterpretationen, und auch die theoretische Grundlegung der Gegensatzrelationen ist nicht frei von zum Teil erheblichen Mängeln. Gleichwohl: je mehr sich der Verfasser dem Materialteil nähert, um so solider wird die Arbeit, und bei der Auswertung und Klassifikation seines Materials kommt er zu bis auf wenige Ausnahmen unanfechtbaren Ergebnissen. Allerdings ist die gewählte Materialbasis nicht über alle Zweifel erhaben, und das Fehlen von in einen Kontext eingebetteten Belegen erschwert nicht nur die Kontrolle der Argumentation durch den Leser, sondern läßt auch oft den Eindruck eines bis zu einem gewissen Grade willkürlichen und apodiktischen Charakters der Aussagen aufkommen.

*Peter Wunderli*

★

GIOVANNI ROVERE, *Testi di italiano popolare*. Autobiografie di lavoratori e figli di lavoratori emigrati, Roma (Centro Studi Emigrazione) 1977, 366 p.

Da molto tempo avremmo dovuto prestare attenzione all'opera di Giovanni Rovere *Testi di italiano popolare. Autobiografie di lavoratori e figli di lavoratori emigrati. Analisi sociolinguistica*. Alla base di questo elaborato sta, come si può leggere (p. 8), una tesi di laurea presentata all'Università di Basilea, e alla sua pubblicazione hanno contribuito anche l'Università di Basilea e la *Basler Studienstiftung*. Come sappiamo, l'opera è stata ispirata e condotta dal prof. C. Th. Gossen, il che significa non soltanto un modello da seguire, una vera *chance*, ma soprattutto una garanzia dei valori scientifici. L'opera di Rovere si avvale, d'altra parte, del consenso di studiosi italiani. Il Prof. Tullio De Mauro, nella prefazione al volume, dimostra che lo studio e i testi compresi nell'opera, costituiscono un «passo importante» sulla via di una più corretta e profonda conoscenza delle realtà (linguistiche e sociali) dell'emigrazione italiana.

Lo studio di ciò che comunemente si definisce «italiano popolare» ha conosciuto nel corso degli anni uno sviluppo sempre crescente. Lavori similari sono apparsi dapprima fuori d'Italia. Dopo che i tratti di questa *Umgangssprache* furono per la prima volta rilevati a analizzati (stilisticamente) dal grande Leo Spitzer (*Die Umschreibungen des Begriffes «Hunger» im Italienischen*, 1921; *Italienische Kriegsgefangenenbriefe*, 1921; *Italienische Umgangssprache*, 1922); C. Th. Gossen ha ripreso il problema in un lavoro ormai classico (*Studien zur syntaktischen und stilistischen Hervorhebung im modernen Italienisch*, Berlin 1954), in cui analizza i procedimenti italiani di messa in rilievo, attraverso ripetizioni (*Wiederholungen*), costrutti sintattici speciali e *verstärkende Partikeln*.

Un lavoro fondamentale nello studio dialettologico dell'italiano colloquiale deve essere considerato l'opera magnifica di G. Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten*, 3 voll., Berna 1949–1954 (trad. it. Torino 1966–1969).

In Italia, l'attenzione verso simili problemi è nata soltanto negli anni 1967–1970, per merito di Tullio De Mauro. Il suo appello *Per lo studio dell'italiano popolare unitario* (nota linguistica alla raccolta di A. Rossi, *Lettere da una Tarantata*, Bari 1970) ha aperto la strada alla dialettologia italiana, la quale, così, finalmente ha preso in considerazione una «terra di nessuno», quella realtà linguistica, «interposta fra le altre due realtà»: il dialetto e la lingua letteraria. E' merito di M. Cortelazzo, del quale ho citato queste parole tratte dalla *Prefazione* al suo volume *Lineamenti di italiano popolare* (Pisa 1972), di aver preso attentamente in esame, dal punto di vista dialettologico, l'italiano popolare (il volume è apparso nella serie *Avviamento critico allo studio della dialettologia italiana*). Per M. Cortelazzo il problema principale non è tanto la descrizione di questa «realtà linguistica», della quale ha rilevato minuziosamente il lessico e la struttura (se non addirittura anche la scrittura), ma soprattutto la definizione del concetto di «italiano popolare» (*il tipo di italiano imperfettamente acquisito da chi ha per madrelingua il dialetto*, p. 11); cf. la nostra recensione *Un concetto e un libro e «L'italiano popolare»* in *RRLi. 18* (1973), 565–569.

L'interessante lavoro di Cortelazzo e le indicazioni teoriche e metodologiche di De Mauro hanno dato l'avvio ad una ricerca approfondita sull'italiano popolare. Menzioniamo il volume collettivo *Dal dialetto alla lingua* (*Atti del IX Convegno per gli studi dialettali italiani*, Pisa 1974), nonchè le opere di alcuni valenti dialettologi italiani d'oggi, che, accanto a Tullio De Mauro, C. Grassi, M. Cortelazzo e G. B. Pellegrini, si occupano intensamente di questi problemi tanto attuali. Si tratta del valente G. Berruto e di tanti altri giovani studiosi, Paola Benincà, Laura Vanelli, A. Sobrero, F. Ursini, Gianna Marcato, A. Politi, ecc. Paola Benincà e Laura Vanelli (Padova) si occupano di «educazione linguistica», A. Sobrero e G. Marcato di aspetti sociali dei rapporti dialetto-lingua. Recentemente, Laura Vanelli e Lorenzo Renzi hanno tradotto e commentato linguisticamente Leo Spitzer, *Lettere di prigionieri di guerra*, Torino 1976, rendendo, così, un grande servizio agli studi sull'italiano popolare. Ma il nome di G. Berruto, autore insieme a Monica Berretta di alcune *Lezioni di sociolinguistica e linguistica applicata* tenute alla Radio Svizzera Italiana (Napoli 1977), deve essere in particolare menzionato nella dialettologia e la sociolinguistica italiana di oggi.

In queste condizioni, il momento di una ricerca vasta, sintetica, sociologica e linguistica era giunto. Dobbiamo così riconoscere il merito di G. Rovere che ha saputo esaminare il problema in tutta la sua complessità. L'autore ha intrapreso una vera ricerca complessiva sull'arco di due generazioni, sull'emigrazione italiana in Svizzera (dagli anziani di 65 anni fino ai bambini di 13 anni), in cui ha discusso i più importanti aspetti: l'interazione con la popolazione indigena, la scuola, la religione, e, beninteso, i problemi linguistici dell'emigrazione. Necessariamente l'autore è giunto ad esaminare la problematica dell'«italiano popolare». G. Rovere utilizza, nella raccolta del materiale linguistico, strumenti psicosociologici, cioè descrive «in precedenza la situazione, in cui la produzione linguistica è avvenuta»

(p. 45). Procede alla ricerca cercando di eliminare l'artificiosità dell'indagine, lasciando che i suoi informatori trasmettano liberamente informazioni «su cose che stanno a cuore»: «l'intervista assume quindi, nel nostro caso, i connotati di una concreta situazione sociale» (p. 45, 47). Ecco perchè le sue osservazioni *Sulla «spontaneità» della lingua parlata* (p. 48–50) meritano la nostra attenzione. G. Rovere, osserva, giustamente, che la «spontaneità» della lingua parlata è assai relativa: «solo in casi limite si possono registrare testi prodotti in modo 'spontaneo', per esempio immediate reazioni verbali a eventi imprevedibili e imprevisti» (p. 49). La tipologia della produzione linguistica è legata ai «parametri sociolinguistici e pragmalinguistici»: per descriverla, abbiamo bisogno di individuare e descrivere il contesto in cui si verifica la produzione linguistica, «considerando gli aspetti strutturali, situazionali e funzionali dello *speech-act* (luogo, argomento, intenzione comunicativa, frequenza, ecc.)». In altre parole, G. Rovere ci invita ad abbandonare i sorpassati concetti di «lingua parlata», «spontaneità», «opposizione lingua scritta/lingua parlata», ecc. Egli stesso riconosce di adoperare i concetti di *lingua parlata di narrazione e di lingua parlata di conversazione* (p. 50).

Nella prospettiva di queste considerazioni generali, l'autore riformula il concetto dell'«italiano popolare» in parametri sociolinguistici. Il suo «punto di partenza» è la suddivisione della comunità di parlanti, secondo criteri sociologici, nonchè l'opposizione fra le singole varietà (italiano standard, italiano regionale). L'italiano popolare è, secondo G. Rovere, *la varietà d'italiano usata da parlanti appartenenti alle classi subalterne della società, i quali, avendo una scolarizzazione qualitativamente e quantitativamente insufficiente, per mancanza di possibilità socio-economiche, non possiedono il codice dell'italiano standard;* questi parlanti oppongono al dialetto usato in ambiti informali un italiano usato in contesti formali e/o sovraregionali. L'italiano popolare è dunque una lingua formale di chi non ha la padronanza dell'italiano standard («non ci sono parlanti che padroneggiano l'italiano standard e abbiano contemporaneamente conservato l'italiano popolare») (p. 54). Il concetto di «italiano popolare» così formulato da G. Rovere, è molto più chiaro, specificato e, beninteso, superiore alla definizione di M. Cortelazzo 1972 («il tipo di italiano imperfettamente acquisito da chi ha per madrelingua il dialetto» *op. cit.*, p. 11). Quest'italiano popolare non è «sistematico»: «solo ampie indagini linguistiche potranno rispondere alla domanda se l'italiano popolare sia un insieme (aperto) di varietà o rappresenti solo una vasta fase di transizione in cui si collocano, in diversi punti, ma dinamicamente, le competenze individuali» (p. 56).

Quali sono le caratteristiche di quest'«italiano popolare»? Sono generalmente procedimenti sintattici e stilistici: la non ripetizione dell'articolo in costrutti binari (cf. p. es. *il distacco dalla cara mamma e fratello; mia madre e padre; da tutta la parentela e amicizie*, p. 59); rafforzamenti semantici con costrutti pleonastici (cf. it. *ma però, anche pure, tuttavia, malgrado tutto*, p. 58), che in un contesto più ampio diventano costrutti di *mise-en-relief (Wiederholung)*, sulla quale cf. l'analisi approfondita di C. Th. Gossen (1954, p. 17–52), l'uso delle particelle «olofrastiche» (che riprendono la frase e la riducono a pronomi o avverbi) (cf. *dico, ma io così e così*); una segmentazione specifica dei testi orali, l'uso di elementi «fàtici» (concernente l'organizzazione e il controllo del messaggio, tipo *dico, diciamo, così, per dire*), ecc. Dal punto di vista lessicale, i testi in italiano popolare degli emigrati sono caratterizzati da una scarsa presenza di parole dialettali (cf. le stesse osservazioni in L. Spitzer 1976, ed. Renzi, p. 13–14: «sarebbe un errore nutrire speranze eccessive nei frutti che, dal punto di vista dialettologico, si possono trarre dalla «corrispondenza di guerra»), ma anche da uno *stock* di lessemi provenienti dal paese di immigrazione (cf. ted. *Baustelle, Verkäufer*, fr. *vigneron, chef*, ecc.).

Tutte le osservazioni linguistiche di Rovere portano ad un confronto con il materiale di Rohlfs, Gossen, De Mauro, Cortelazzo e, beninteso, Spitzer. Non ci sono naturalmente

molte novità. G. Rovere rileva, come i suoi predecessori, fenomeni d'accordo semantico (non grammaticale) di tipo *in nessune parti* (le così dette «concordanze logiche»); fenomeni di «ridondanza pronominale» (*me la devo ripararla, ho deciso di dirgli a mio padre* ecc.); fenomeni di *si* riflessivo (*si trovavamo là, si siamo sposati*); la polivalenza di *che* ecc. (lasciamo da parte la terminologia grammaticale, un po' metaforica, di queste descrizioni; una terminologia rigorosamente scientifica appare solo in Rohlfs e in Gossen). G. Rovere adduce pochi fatti, degni di uno studio rigorosamente linguistico: interessanti sono le osservazioni che riguardano la diffusione del pronome femminile di 3a p. sing. *le* che sostituisce *loro, gli, li*, così come il pronome *ci* viene usato invece di *gli, le*, o *Lei, loro* (p. 84) oppure viene omesso nella combinazione *ci si* («errori di lingua» rimarcati da studi in riviste meno conosciute all'estero); i fenomeni di «vitalità» del congiuntivo italiano nelle proposizioni ipotetiche introdotte da *purchè*); l'uso delle preposizioni ecc. Distingue, inoltre, anche alcuni tratti specifici dei testi meridionali.

In tal modo l'opera di G. Rovere interessa non tanto per i fenomeni linguistici che registra, quanto per la metodologia con cui conduce la ricerca al di là della linguistica: l'autore mostra di possedere una buona padronanza dei metodi sociolinguistici (e dialettologici), la rigorosità di rendere esattamente i testi registrati, una buona scelta per generazioni e regioni degli informatori (i «dati principali», p. 100), cercando giustamente di dimostrare che il lavoro nelle ricerche linguistiche consta nel saper cogliere le circostanze dello *speech-act*, dell'uso della lingua. G. Rovere offre, in questo lavoro, un tipo nuovo di ricerca linguistica, che unisce la stilistica e la dialettologia alla sociologia. Non sono mancate importanti osservazioni dell'autore sui problemi della vita in Italia che ha costretto i lavoratori ad andare all'estero, alla ricerca di una sistemazione. Legga ognuno le esperienze scolastiche italiane degli emigrati (p. 33–35), la dimensione religiosa nella loro vita, le speranze, «le aspettative per l'avvenire», per capire che G. Rovere è riuscito ad analizzare non soltanto la lingua «dei lavoratori e figli di lavoratori emigrati», ma ancor più, il loro intero universo, la realtà dell'emigrazione.

L'opera di G. Rovere è anche un atto di solidarietà e di comprensione umana nei confronti degli emigrati, in bilico tra due mondi: sradicati dal loro ambiente natio, non-inseriti, emarginati là dove han trovato lavoro.

Per comprendere l'aderenza di G. Rovere a tali gravi problemi del nostro secolo dobbiamo leggere la dedica del volume: un omaggio scientifico ed umano a suo padre, anch'egli «lavoratore all'estero».

G. Rovere ha apportato in sociolinguistica un contributo degno della scuola svizzera e della scuola italiana di linguistica. *Auctor item dignus est* ...

*Alexandru Niculescu*

★

GIANRENZO P. CLIVIO, *Storia linguistica e dialettologia piemontese*, Torino (Centro Studi piemontesi / Ca dë Studi piemontèis) 1976, 228 p. (*Collana di testi e studi piemontesi diretta da Gianrenzo P. Clivio 8*).

Questo bel volume contiene 17 studi del Clivio già altrove pubblicati che, per i loro temi, offrono una veduta panoramica assai ampia e dettagliata su un complesso che potrebbe chiamarsi la «pedemontologia», cioè la filologia e linguistica piemontese. L'autore, piemontese lui stesso e quindi locutore nativo di questo idioma prealpino, sottolinea nella sua premessa (IX) la scarsità degli studi dedicati finora alla filologia (e letteratura) piemontese, e

specialmente al lato linguistico di essa: «[...] il lavoro che resta da compiere è moltissimo, anzi non si è che agli inizi.»[1]

1. Su alcune vicende lessicali del gallo-italico occidentale, 1–18.

Clivio comincia coll'esaminare il concetto «sempre» nell'ambito dell'Italia settentrionale basandosi sull'*AIS* (carte 1534 e 1604) e su alcune testi antichi piemontesi (Sermoni subalpini sec. XII–XIII, Canzone per la presa di Pancalieri sec. XV, etc.). Ne risulta da questo esame che dei tipi dialettali moderni (⌜*sempre, toujours, ades, aáüna, totadi, delóŋgo*⌝; vedere le figure grafiche in p. 4–5) ⌜*sempre*⌝ e ⌜*ades*⌝ si riscontrano già nei testi antichi a prescindere dalla forma *tavòta* (qui sopra non elencata) che, sebbene di uso assai ben documentato fino al sec. XVIII, oggi pare sconosciuta. Clivio procede in maniera analoga per le denominazioni di «subito» (⌜*sübit, dlong, dun-a, vitement*⌝; cf. *AIS* 1655) ove – nella *-b-* intervocalica di ⌜*sübit*⌝ – si delinea chiaramente l'influsso esteriore, cioè italiano.

Esempi di «homonymie fâcheuse»[2] possono individuarsi negli esiti di APPELLĀRE e PILĀRE (ambedue passati, almeno in teoria, a **ple*) e di PREHÉNDĔRE e PÉRDĔRE (> *perdere*, con metatesi della *r* per PREHÉNDĔRE), dove la collisione omonimica viene evitata mediante l'adozione rispettiva dei tipi ⌜*apeler*⌝ (già nei Sermoni subalpini) e di ⌜*pigliare*⌝ (di uso oggi comune). Il piemontese, mentre da un lato si allinea il più delle volte al gallo-romanzo (cf. le denominazioni per «uscire» e «salire»: *surtí* e *monté*) data la sua posizione intermedia tra il complesso gallo-italico e quello gallo-romanzo, d'altro canto subisce un forte influsso da parte del lombardo ed in particolare del milanese. A prova di ciò Clivio accenna all'espansione del tipo ⌜*fídik*⌝ «fegato» (tipo parossitono) che – per quanto si può ricavare dalla Figura 4; 15 (cf. *AIS* 139) – dai suoi focolari lombardi si è irradiato verso Ovest fino a raggiungere Torino.

La stessa riluttanza contro i parossitoni (del tipo ⌜*fégato*⌝) appare nei risultati di PŎLLICE > *poles, pules* e nei numerali da *undici* a *sedici* (vedere la Figura 4; 15). Sulle carte apposite dell'*AIS* si delineano – nell'area piemontese – la fascia alpina (tipi ⌜*onze, doze, treze*⌝, etc.; dialetti francoprovenzali ed occitanici oltre a quelli liguri) da un lato ed il nucleo centrale pedemontano dall'altro, dove prevale il tipo milanese (⌜*vundes, dodes, trèdes*⌝, etc.) con cui combacia assai bene il tipo torinese (⌜*óndes, dódes, trëdes*⌝, etc.). I tipi ⌜*onze, doze, treze*⌝ – pur essendo autoctoni ed anteriori alle forme milanesi – appaiono in testi piemontesi fino al secolo XVI. La loro ritirata verso la frangia alpina si spiega coll'adozione dei numerali milanesi da parte del piemontese illustre di Torino, avvenuta – come pare – alla fine del Medioevo.

2. Fonti e lingua di un planctus Mariae in antico volgare piemontese (la Lamentazione di Torino), 19–38 (= *LdT*).

Un codice cartaceo (Biblioteca Reale di Torino, sec. XV) raccoglie diverse laude sia in latino sia in volgare, di cui l'ultima (Incipit: *Oi las baron chi pases per la uia*; 42 versi; cf.

[1] Vanno segnalati a questo proposito un Convegno di studi che si svolse nel 1976 presso il Centro Studi Piemontesi/Ca dë Studi Piemontèis a Torino e gli Atti vi appartenenti: *Lingue e dialetti nell'arco alpino occidentale. Atti del Convegno internazionale di Torino (12–14/4/1976)*, a cura di GIANRENZO P. CLIVIO e GIULIANO GASCA QUEIRAZZA, Torino 1978, IX, p. 333.

[2] Si vedano sull'argomento della «homonymie fâcheuse» i contributi seguenti che ne discutono certi aspetti metodologici: H. POLGE, *Le mythe de l'élimination en gascon de 'gat'* < GALLU *au sens de 'coq' par 'gat'* < GATTU *au sens de 'chat'*, *Romania 91* (1970), 101–106; H. D. BORK, *Die Bezeichnungen des Hahnes in der Gascogne. Antwort an H. Polge*, in: H. MEIER ed., *Neue Beiträge zur romanischen Etymologie*, Heidelberg 1975, p. 84–103 e W. HILLEN, *Sainéans und Gilliérons Methode und die romanische Etymologie*, Bonn 1973 (particolarmente p. 189–199).

il testo critico proposto dal Clivio, 30–31) spicca per il carattere recisamente piemontese della sua lingua. Clivio, oltre ad esaminare una edizione anteriore del testo, si accinge a studiare alcuni testi altomedievali di provenienza diversa (bergamasca, provenzale, francese, catalana) che avrebbero potuto servire da modello per la *LdT*, e riesce a porre in luce la stretta affinità del testo della *LdT* specialmente colle versioni provenzale e catalana. Seguono un'edizione critica (30–31) ed un commentario linguistico (31–38).

*3.* Brevi prose in volgare piemontese del Quattrocento: i Testi Carmagnolesi, 39–49.

Prima di procedere all'analisi linguistica, Clivio riproduce il testo (tre brani con 44 linee complessive). Dall'esame linguistico (osservazioni grammaticali e lessico, 45–49) risulta tra l'altro che – quanto alle forme degli aggettivi e pronomi dimostrativi del nostro testo (*quel, quella, quela, queli*, etc.) – il passaggio *que-* a *co-*, che in altri testi piemontesi anteriori di almeno un secolo al nostro è già pienamente avvenuto, non ha ancora attecchito. Non sembra lecito però trarre una cronologia esatta da questa situazione, visto che l'adozione di innovazioni orali sul livello scritturario procede sempre in funzione di certe tendenze sociolinguistiche, di cui putroppo ignoriamo pressochè tutto.

*4.* The Volgare in Piedmont from the Middle Ages to the End of the Sixteenth Century, 50–73 (riassunto in italiano, 50–51).

Clivio ci offre una veduta d'insieme ampia nonchè altamente specializzata del graduale diffondersi della scripta volgare di tipo locale nel Piemonte a cominciare dai Sermoni subalpini (sec. XII–XIII), un certo numero di laudi (Lamentazione di Torino, Lamentatio Domini di Chieri, etc.) fino ad altri testi sia religiosi, scolastici o amministrativi, di cui vengono riprodotti brevi brani a titolo d'esempio. L'articolo si conclude colla citazione di due editti (rispettivamente in francese ed in italiano, 71–72) di Emanuele Filiberto di 1560 e di 1577 che hanno come scopo di imporre l'uso del volgare nelle corti di giustizia a scapito del latino. A prescindere dal fatto che si verifica qui la stessa cosa che era avvenuta nel 1539 in Francia (Ordonnance de Villers-Cotterêts), va sottolineato il particolare molto significativo che gli editti suddetti parlano unicamente di «langage vulgaire» ossia di «lingua volgare» senza specificarne la qualità (piemontese, francese, italiana).

*5.* Analogic Levelling of the Perfect in Piedmontese, 74–78 (riassunto italiano, 74–75).

Nelle opere di G. G. Alione (1461–1521 ca.) appare per la prima volta un nuovo tipo di passato remoto dovuto all'estensione del nesso *-er* della terza plurale accanto ad un altro in *-etti/-itti* coniato sul tipo italiano ⌜*stetti*⌝. Il tipo in *-er* venne poi usato fino al secolo XVIII; p. es.:

*andé* «andare»

| | |
|---|---|
| *andere* | *andero* |
| *andere* | *andere* |
| *ander* | *andero* |

Va detto tra parentesi che tali forme rotacizzate occorrono anche nell'occitanico ed inanzitutto nel catalano: p. es.:

| occitanico (standard) | | catalano | |
|---|---|---|---|
| *portar* «portare» | | *portar* «portare» | |
| *portèri* | *portèrem* | *portí* | *portàrem* |
| *portères* | *portèretz* | *portares* | *portàreu* |
| *portèt* | *portèron* | *portà* | *portaren* |

Questo particolare ribadisce una volta di più l'apparenza intrinseca ed organica del piemontese al sistema gallo-romanzo.

*6.* Osservazioni sulla varietà rustica del piemontese settecentesco, 79–90.

Si tratta di documentazioni del piemontese rustico del Settecento nelle tre opere teatrali del Pegemade, specie nella prima chiamata «El nodar onorà», in cui l'uso dell'italiano è rarissimo e dove il piemontese è concepito come lingua di diritto autoctona. Clivio aggiunge alcune osservazioni grammaticali ed un elenco lessicale con vocaboli altamente interessanti che mancano in tutti i lessici piemontesi (87–89).

*7.* Language Contact in Piedmont: Aspects of Italian Interference in the Sound System of Piedmontese, 91–106 (riassunto italiano, 91–92).

Il continuo diffondersi della lingua nazionale nel Piemonte determina certe alterazioni del sistema fonologico piemontese, specie in forma di restituzioni fonetiche. Mentre il piemontese ignora originariamente le sorde intervocaliche (MATŪRU > *madür*, *mür*), oggi se ne reconstituiscono alcune, p. es.: *santifié* > *santifiché*; *pecaor* > *pecator*; *trié* > *trité* (>*TRITĀRE); *frel* > *fratel*, *fradel*; *vel* > *vitel* (> VITĔLLU). Lo stesso succede colle sibilanti che vengono spesso sostituite dalle palatali sotto la spinta dell'italiano, p. es. *fasil* > *fatšil*, *mnasá* > *minatšá* «minacciare», ecc. In modo analogo vengono reintrodotte le sillabe proparossitone, la cui mancanza etimologica costituisce una delle più spiccate particolarità del piemontese nonchè del lombardo, p. es. *dlicá* > *delicá*; *dventé* > *diventé*; *vrità* > *verità*. Altamente illustrativo risulta a questo proposito un piccolo testo fittizio (103) che riproduciamo per intero (1. piemontese italianizzato/regionale, 2. piemontese schietto, 3. italiano):

1. ël fratel dël pëscador a l'ha portà ij vitei a la sorgent për cerché 'd feje bèive prima ch'a tornèissa a gelé l'aqua e guardé s'a-i ero staje dij cerv.
2. ël frel (cf. *AIS I* 13) dël pëscaor a l'ha portà ij vei (cf. *AIS VI* 1046) a la sorziss për sërché (cf. *AIS III* 636) 'd feje bèive prima ch'a tornèissa a zlé (cf. *AIS II* 383) l'eva e vardé (cf. *AIS I* 6) s'a-i ero staje dij serv (cf. *AIS III* 519 Cp).
3. il fratello del pescatore ha portato i vitelli alla sorgente per cercare di farli bere prima che tornasse a gelare e guardare se c'erano stati i cervi.

Accenniamo al fatto che questo tipo di contaminazione tra due sistemi linguistici «in contact», fenomeno oggi del tutto naturale, offre un vastissimo campo di ricerca, che speriamo caldamente non resti incolto[3].

*8.* The Pronunciation of Italian in Piedmont, 107–114 (riassunto italiano, 107–108).

Come nell'articolo precedente, il Clivio esamina alcuni effetti dello svilupparsi graduale del bilinguismo italiano-piemontese. Mentre il sistema fonematico dell'italiano standard contiene sette fonemi vocalici (/*i*, *ẹ*, *ę*, *a*, *ọ*, *ǫ*, *u*/), quello piemontese ne contiene nove (/*i*, *ẹ*, *ę*, *ü*, *ö*, *ə*, *a*, *ọ*, *u*/). Dalla interferenza delle due sistemi risulta una pronuncia pedemontana tipica dell'italiano (italiano regionale), p. es.: it. *fọro* «buco» e *fọro* (> FŎRUM) > it. reg. *fọro*; *(egli) lęgge* (< LĔGIT) e (*la*) *lęgge* (< LĒGE) > it. reg. *lęgge*. Lo stesso dicasi del consonantismo, dove al piemontese mancano fonemi come /*ts*, *dz*, *š*, *ñ*, *ł*/. Ciò spiega forme regionali (it. reg. di Torino) come quelle: *syęnsa* < it. *šentsa* «scienza», *ályo* < it. *ało* «aglio», *bánya* < it. *baña* «bagna», *zía* < it. *tsía* «zia», ecc. Visto che nel piemontese una *s* intervocalica è sempre sonora, risulta manifesto che per «casa» si dice *káza* invece di *kása*.

[3] Vedere il libro ormai classico du U. WEINREICH, *Languages in contact*, New York [1]1953, L'Aia [2]1963 (versione italiana: *Lingue in contatto*, Torino 1974; versione tedesca: *Sprachen in Kontakt*, München 1977).

Per mancanza del raddoppiamento sintattico i Torinesi dicono *la šęna* «la scena» invece del fiorentino *la ššęna*, ecc. Una nota aggiuntiva del Clivio avverte però che nella decina d'anni trascorsa dalla preparazione di questo articolo (pubblicato nel 1970) il tipo d'italiano regionale descritto è in notevole regresso ed anzi in via di sparizione a Torino.

*9.* Le particelle affirmative in piemontese, 115–119.

Si tratta delle forme *e*, *öy (üy)* accanto al comunissimo *sì*, le quali possono considerarsi come autoctone visto che già affiorano nei Sermoni subalpini (*oe*) e nelle farse quattrocentesche de G. G. Alione (1461–1521 ca.: *ol; ol-ol, ol ben*, ecc.), in coesistenza però ininterrotta colla forma centrale *sì*. Il Clivio elenca inoltre alcune forme dialettali raccolte da lui stesso sul terreno come *ę*, *ę*, *ę–ę* (nel Canavese e nel Biellese) e *öy*, *üy* (a Torino) e descrive le circostanze pragmatico-sintattiche del loro uso.

*10.* Denominazioni franco-provenzali e piemontesi della «puzzola» (Mustela putorius L.), 120–124.

Già agli atlanti linguistici (*ALF* 1686, *AIS* 439) si può ricavare il fatto che i mustelidi sono oggi assai poco noti nell'ambito dell'arco alpino. Il Clivio cita alcune forme registrate nei dintorni di Torino come p. es. *tšat fi̯ęi̯ráŋ* (< CATTU FLAGRANTE) che – a causa della palatale iniziale derivata da C+A – rappresenta un prestito francoprovenzale.

*11.* Vocalic Prosthesis, Schwa-deletion and Morphophonemics in Piedmontese, 125–136 (riassunto italiano, 125–126).

La prostesi vocalica come fatto fonosintattico è una peculiarità linguistica assai importante dei dialetti piemontesi. In genere la prostesi si verifica davanti ad *s* impura iniziale (tipo *stèila* «stella») qualora la parola precedente esca in consonante, p. es.: *set ēstèile* «sette stelle» invece di *na stèila* «una stella» (le forme sono in grafia piemontese). Indagando più avanti, il Clivio specifica i contesti fonici in cui si realizza la prostesi che contengono anche i seguenti nessi (128):

| | | |
|---|---|---|
| *pn* | *pnas* «coda» | *déz əpnás* |
| *dn* | *dné* «denaro» | *tant ədné* «molto denaro» |
| *fn* | *fnéra* «fienile» | *déz əfnére* |
| *mn* | *mnizé* «che toglie i rifiuti» | *déz əmnizé* |
| *ml* | *mlúŋ* «melone» | *déz əmlúŋ* |
| *vz* | *vzíŋ* «vicino» | *déz əvzíŋ* |

Si ha anche prostesi – almeno in modo facoltativo – dopo parole che finiscono in r, i̯, u̯, l (130):

| | | |
|---|---|---|
| [*ən fęr əspǫ́rk*], | [*ənfęr spǫ́rk*] | «un ferro sporco» |
| [*du̯i̯ əspę́tš*], | [*du̯i̯ spę́tš*] | «due pecchi» |
| [*ən lüu̯ əspǫ́rk*], | [*ən lüu̯ spǫ́rk*] | «un lupo sporco» |
| [*n anę́l əspǫ́rk*], | [*n anę́l spǫ́rk*] | «un anello sporco» |

Oltre ad avvertire che la prostesi venne già realizzata graficamente nei Sermoni subalpini (sec. XII–XIII), Clivio conclude colla proposta di un'interpretazione nuova del fenomeno sul piano sincronico (regola di cancellazione di schwa, 125: «[...] la vocale [ə] può trovarsi solo tra una consonante ed un nesso consonantico o una consonante lunga, e quando al livello morfofonematico viene a trovarsi in altro contesto cade automaticamente nella

realizzazione di superficie.» Questa regola presuppone che la forma prostetica sia presa come forma di base[4].

*12.* Studi recenti di dialettologia piemontese, 137–148.

Si tratta di tre recensioni ad altrettante tesi di laurea discusse presso l'Università di Torino[5] e uscite dalla scuola filologica torinese capeggiata da Corrado Grassi, che vengono esaminate attentamente dal Clivio con speciale riguardo ai problemi sociolinguistici, un atteggiamento imprescindibile in questo territorio multilingue. Mentre la tesi della Griset (1966) traccia il quadro di una parlata occitanica (assai bene conservata) grazie all'omogeneità religiosa dei suoi locutori protestanti, la Pautasso (1969) si prefigge come scopo di determinare il comportamento (socio-)linguistico degli immigrati (Veneti e Meridionali), scopo che l'autrice raggiunge mediante l'applicazione e lo sfruttamento ulteriore di un questionario adatto. Ne risulta che per gli immigrati adulti l'integrazione si verifica al livello dell'italiano standard, mentre per i loro bambini avviene al livello del biellese, cioè del piemontese. Il lavoro del Berruto (1970) infine rappresenta una monografia locale di tipo strutturalistico in cui viene studiato l'influsso del piemontese illustre (sistema egemonico) sulla varietà piemontese della Valle d'Andorno (sistema dominato).

Gli studi che seguono sono tutti di carattere letterario ed abbracciano diversi aspetti della produzione letteraria pedemontana scritta in lingua piemontese dal secolo XVI fino ad oggi. Si avverte che le vicende della letteratura piemontese[6] non possono in nessun modo capirsi senza una continua valutazione della storia del Piemonte, che situato a cavallo di almeno tre domini culturali di prestigio (cioè francese, antico-provenzale/occitanico ed italiano) non ha mai rinunciato a promuovere e sviluppare una originale identità linguistica e culturale veicolata dalla lingua piemontese vecchia ormai di più di sette secoli[7].

*13.* Aspetti della poesia satirica popolare in Piemonte, 149–157.

Clivio descrive alcuni di questi componimenti in versi, denominati tradizionalmente *tòni*, che lungo un arco di tempo di quattro secoli presentano un filone letterario altamente interessante specie dal punto di vista sociologico. I campioni elencati si riferiscono il più delle volte alla descrizione satirica della relazione padrone-serva *(tòni dle servente)*. Si può costatare una notevole continuità nel trattamento del tema malgrado le differenze diacroniche della loro genesi (primo Seicento, 1748, 1812, 1838). L'autore più rappresentativo di questo genere letterario è il padre Ignazio Isler (1702–1788). I testi piemontesi presentati dal Clivio sono accompagnati di una traduzione italiana in fine di pagina.

[4] Per una trattazione approfondita dell'argomento (e per una critica delle dimostrazioni del Clivio) si veda T. Telmon, *La prosthèse vocalique dans les parlers du Piémont*, *RLiR 39* (1975), 122–171.

[5] I. Griset, *La parlata provenzaleggiante di Inverso Pinasca (Torino) e la penetrazione del piemontese in Val Arosa e in Val S. Martino*, Torino 1966; M. Pautasso, *Dialetto, lingua e integrazione linguistica a Pettinengo*, Torino 1969; G. Berruto, *Dialetto e società industriale nella Valle d'Andorno, note per una sociologia dei sistemi linguistici*, Torino 1970.

[6] Vedere al proposito l'antologia curata da R. Gandolfo e C. Brero, *La letteratura in piemontese dalle origini al risorgimento*, Torino 1967.

[7] Per chiunque desideri dedicarsi allo studio della letteratura piemontese risultano indispensabili le quattro opere di consultazione seguenti: C. Brero, *Gramàtica piemontèisa*, Torino [4]1975; id., *Vocabolario italiano-piemontese*, Torino 1976; G. Gribaudo – P. e S. Seglie, *Dissionari piemontèis*, Torino 1972–1975, 4 vol.; A. Clivio – G. P. Clivio, *Bibliografia ragionata della lingua regionale e dei dialetti del Piemonte e della Valle d'Aosta e della letteratura in piemontese*, Torino 1971.

*14.* La stagione giacobina e il problema della religione nella poesia di Eduardo Ignazio Calvo, 158–192.

E. I. Calvo (Torino 1773–1904) è una delle personalità più vistose del giacobinismo piemontese, atteggiamento politico il quale si affermò nel Piemonte sulla scia della Rivoluzione francese e risulta quale frutto del difficile clima storico-culturale nel Piemonte alla svolta dei secoli XVIII e XIX[8]. La maggior parte degli scritti minori esaminati dal Clivio è redatta in piemontese, scelta linguistica sulla quale il Clivio si sofferma più a lungo. Sembra che questa scelta sia determinata – oltre che da motivi personali e in base all'originalità poetica del Calvo – anche da incentivi politici, riflesso di questa consapevolezza nazionale piemontese maturata nel secolo Settecento, la quale richiedeva l'impiego di una lingua nazionale «avente dignità pari al meno di quella di altri piccoli stati europei ([...] Olanda [...] Portogallo)» (168). Queste idee espresse già chiaramente da Maurizio Pipino (*Grammatica piemontese*, Torino 1783) sboccano in un rifiuto delle lingue e letterature auliche (cioè dell'italiano e del francese), che Calvo esprime così (170):

| | |
|---|---|
| *I savi ch'a l'é mia mòda* | Sapete che è mia usanza |
| *'d parlé sempre piemontèis,* | parlare sempre piemontese, |
| *bin ch'adess për tut as lòda* | sebbene adesso dappertutto si lodi |
| *col ch'a parla mach fransèis.* | chi parla soltanto francese. |

I temi principali sono quelli abituali del tempo, la libertà e la fratellanza, l'ottimismo e la fiducia nel futuro, lo sprezzo del fanatismo, della superstizione e della religione cristiana. Sono appunto i canti antireligiosi che rivelano un certo sapore originale insieme ad uno stile fluido e garbato. Clivio pur eludendo un giudizio complessivo sull'opera e la personalità del Calvo si limita a sottolineare l'importanza delle poesie giacobine le quali «intavolano un paradigma letterario a proposito del quale non è ingiustificato richiamare, sia pure alla lontana, i nomi di un Parini o di un Porta» (190–191).

*15. L'Amor marcand da mòda*, poemetto piemontese del 1807 di Chiaffredo Casale, 192–202.

Prima edizione (con piccole note esplicative) di un poemetto di 360 versi suddivisi in quartine (rima a schema di *a-b-a-b*), rinvenuto recentemente presso la Biblioteca Reale di Torino.

*16. Il Breviari dl'ànima* di Camillo Brero, 203–210.

Breve presentazione dello sviluppo poetico del Brero (*1926) fino al suo volume *Breviari dl'ànima* (1962) e al di là con un rapido esame di alcuni brani scelti che rispecchiano un profondo sentimento religioso orchestrato in una specie dell'«amour du terroir» sincero[9]. Per la valutazione dell'autore si vede il passo seguente del Clivio: «La poesia di Camillo Brero si

[8] Accenniamo al fatto paradossale che nel corso delle lotte d'emancipazione delle minoranze linguistiche di Francia, le quali attualmente si presentano in una fase già considerevolmente progredita, l'atteggiamento politico dello Stato francese rispetto alle minoranze etniche viene spesso stigmatizzato per il suo giacobinismo inerente e viscerale («[ ...] l'Etat français jacobin, centralisateur et aliénateur [ ... ]»).

[9] Si veda a titolo illustrativo il brano seguente (208):

| | |
|---|---|
| *Ma quand, da 'n fond dla val, la vos lontan-a* | Ma quando, dal fondo della valle, la voce lontana |
| *d'una ciòca ven di l'Ave Maria,* | di una campana viene a dire l'Ave Maria, |
| *e gnun da la borgà dis «Così sia ...»* | e nessuno dalla borgata dice «Così sia ...« |
| *... në s-cionf ëd pior a nija ant la fontan-a.* | ... uno scoppio di pianto annega nella fontana». |

colloca nel suo complesso tra quanto di meglio ci offre la letteratura piemontese del nostro secolo.» (203)[10].

*17. Val d'Inghildon* di Antonio Bodrero, 211–223.

Presentazione di alcune poesie e dell'opera di A. Bodrero (Tòni Bodrìe, *1921 a Fraisse/Frassino in Val Varaita) che – secondo quel che dice il Clivio (211) «è quasi certamente il poeta piemontese contemporaneo più ricco di interesse e meritevole di attenzione». Per leggere Bodrero risulta indispensabile un esame attento del suo atteggiamento linguistico che è caratterizzato di un'assoluta ostilità verso l'influsso dell'italiano, che appare come insegna dell'oppressione politica, sociale e culturale. Per meglio capirlo bisogna sapere che per Bodrero non solo il piemontese bensì anche il provenzale/occitanico alpino rappresenta la vera madrelingua, e che la sua posizione ideologica si trova alquanto influenzata dall'inquieto occitanismo d'Oltre Alpe da un lato e dal movimento etnico-federalistico europeo dall'altro, che vorrebbe vedere costituita l'Europa non sugli stati accentratori che sopprimono o trascurano le minoranze bensì su una confederazione delle etnie. Questo orientamento (socio-/etno-) linguistico sfocia in certe scelte onomasiologiche che eliminano l'elemento più affine alla corrispondente parola italiana. Bodrero preferisce dunque vocaboli come *baudro*, *ciri* e *gigiò* ai normalissimi (ed altrettanto piemontesi) *padron*, *osel* e *caval* che rieccheggiano i vocaboli italiani *padrone*, *uccello* e *cavallo*. Il contenuto della poesia *Val d'Inghildon* verte su un combattimento che, da scherzoso qual'è all'inizio, si tramuta rapidamente in un gioco mortale. L'idea del castello d'Inghildon viene così legata alla mitologia del Piemonte, nazione di frontiera e spesso teatro di battaglie e guerre disastrose. Vengono esaminate anche due altre poesie, *Un bel tirimbalin* (219–222) e *El sol a fà servan* (222–223) che come la prima esprimono la protesta e la rivolta dei montanari di fronte allo spettacolo di una natura (che è in definitiva il loro *humus* ancestrale) violentata e inquinata. Il Clivio confessa sinceramente di essere dalla loro parte[11], non meno che il sottoscritto.

L'indice (225–226) e una tavola riassuntiva colle regole della grafia piemontese moderna (in coincidenza colle norme menzionate da C. Brero, *Gramàtica piemontèisa*, Turin [4]1975; 227–228 chiudono questa raccolta riuscitissima[12] a cui non esitiamo ad augurare con fervore una larghissima diffusione.

*Hans Goebl*

★

OTTAVIO LURATI, *Dialetto e italiano regionale nella Svizzera italiana*, Lugano (Banca Solari & Blum) 1976, 220 p.

Das Wichtigste zuerst: ein wirklich hervorragendes Buch, das nicht nur jedem Italianisten oder Romanisten kraft seines wissenschaftlichen Wertes wärmstens zu eingehender Lektüre empfohlen werden kann, sondern auch darüberhinaus als Musterbeispiel eines in sich harmo-

[10] Per l'attività linguistica del Brero rinviamo alle annotazioni 6 e 7.

[11] Per quanto si riferisce al problema del bilinguismo tra lingua nazionale e lingua regionale, l'atteggiamento del Clivio si scosta considerevolmente da quello della stragrande maggioranza dei linguisti italiani. Si vedano al proposito alcuni brani significativi delle discussioni svoltesi durante il quarto Convegno di studi della *SLI* (*L'insegnamento dell'italiano in Italia e all'estero. Atti del IV Convegno internazionale di studi della SLI, Roma 1–2/6/1970*, a cura di M. MEDICI e R. SIMONE, Rom 1971, p. 740–741 e p. 752–753).

[12] Ne è già stato fatto un breve cenno bibliografico in *RLiR 40* (1976), 197.

nisch ruhenden kulturellen Selbstzeugnisses – Lurati schreibt als Italoschweizer über die Svizzera italiana[1] – gelten darf[2].

Der erste der drei Hauptteile des Buches behandelt die «Realtà dialettale» (9–103) in synchroner (Analisi sincronica, 12–41), diachroner (Analisi diacronica, 41–88) und toponomastischer Hinsicht (Cenni di toponomastica, 88–103). Dabei erfährt der Leser in klarer und einfacher Form und im Lichte zahlreicher Beispiele Näheres zu oralità, conservatività, espressività, usw. des Dialektes und wird mit bildlichen Redensarten, dem gergo, Tabuformen, Volksetymologie und sogar der gestualità del mondo dialettale[3] vertraut gemacht. Ähnlich umfangreich informiert der sprachgeschichtliche Unterabschnitt über die Entstehung der italienischen Dialektzonen der Schweiz (Tessin, Misox, Bergell, Puschlav) und zieht dabei – stets unter besonderer Betonung der lexikalen Aspekte in Form einer «'storia' lessicale» (48 s.) – einen weiten Bogen vom sfondo prelatino (48 s.) über Langobardismen und Kulturlatinismen bis zu Entlehnungen aus den benachbarten galloitalienischen Dialekten (Lombardisch, insbesondere Mailändisch; Piemontesisch) und den europäischen Hochsprachen (Deutsch[4], Französisch, Spanisch, Englisch und Italienisch).

Das kurze namenskundliche Kapitel geht zuerst auf bodenmorphologisch bedingte Ortsnamen (ON) ein (ON-Abteilungen zu lat. META «cumulo, catasta», lat. RIPA «riva, sponda», langob. HARA «stalla per animali», usw.), behandelt anschließend rechtshistorisch interessante Benennungsfälle (93s.: OBLATIONES «offerte fatte dai fedeli alla chiesa» > *Bissone*) und führt auch eklatante Fälle falscher Italianisierungen (storpiature di nomi di luogo, 102s.: z.B. dialektal *giof* «giogo» > hochital. *Giove*) an.

Erfrischend und – im Gegensatz zu vielen ähnlich angelegten Darstellungen staatsitalienischer Forscher – erfreulich selbstbewußt ist der zweite Hauptteil des Buches (Tra dialetto e lingua[5], 105–114), dessen Quintessenz in der Bejahung des positiv gesehenen Nebeneinanders von Hochsprache und Dialekt liegt: «È necessario il pluralismo, per vincere il

[1] Einen besonderen Hinweis verdient auch ein früheres Werk Luratis: *Terminologia e usi pastorizi di Val Bedretto*, Basel 1968.

[2] Luratis Haltung unterscheidet sich dabei stark von jener vieler italienischer Soziolinguisten, die der Diffusion der italienischen Hochsprache auf Kosten der Dialekte einen per se sozialemanzipatorischen Wert beimessen. Siehe dazu vor allem die beiden Sammelbände der SLI: *L'insegnamento dell'italiano in Italia e all'estero* (Atti del IV Convegno internazionale di studi della SLI, Roma 1970), Rom 1971 und *Aspetti sociolinguistici dell'Italia contemporanea*, (Atti del VIII Congresso internazionale di studi della SLI, Bressanone 1974), Rom 1977. Auch die zu einer programmatischen Dialektfeindlichkeit hypostasierte Haltung ist neuerdings in der Soziolinguistik anzutreffen: «Die Dialekte sind für eine solche Zielsetzung in erster Linie Ballast. Sie haben ihre historische Rolle erfüllt und können in der Einheitssprache im Hegel'schen Sinne 'aufgehoben' werden. Allerdings sollten sie für die historische Sprachwissenschaft 'aufgehoben' werden.» (U. AMMON, *Regionale Dialekte und Einheitssprache in der Bundesrepublik Deutschland* (BRD), *International Journal of the Sociology of Language 21* [1979] 25–40, hier 37–38). Lesenswert ist aber auch die dazu verfaßte ironisch-distanzierte Replik von J. A. FISHMAN, (*Postscript*, *ibidem*, 153–155).

[3] Hieher paßt das reichbebilderte und auf umfassenden empirischen Feldforschungen an 40 Punkten West-, Süd- und Nordeuropas basierende Buch von D. MORRIS – P. COLLETT – P. MARSH – M. O'SHAUGHNESSY, *Gestures. Their Origins and Distribution*, London 1979.

[4] Ganz besonders interessant sind dabei die auf das Revolutionsjahr 1848 zurückweisenden Erinnerungen an Feldmarschall Radetzky und die unter seinem Kommando stehenden Kroaten sowie eine antihabsburgische Parodie des Vaterunsers: «Padre nostro che sei a Vienna, non sia santificato il tuo nome ...», (74), die allesamt von Tessiner Wanderarbeitern aus der Lombardei nach Hause gebracht worden waren.

[5] In der noch stark den Theorien BASIL BERNSTEINS (Defizithypothese) verhafteten italienischen Soziolinguistik hieße dieser Abschnitt wohl: Dal dialetto alla lingua; so lautet auch tatsächlich der Titel eines 1974 in Pisa erschienenen Sammelbandes.

pericolo incombente della massificazione e dell'annullamento dell'individuo in un piatto universalismo. Promozione sociale e culturale non è il ripudio del dialetto, bensì un bilinguismo non subìto ma scelto, cosciente. L'errore è di porre la questione in termini di opposizioni, di esclusioni: o dialetto o lingua.» (113–114). Dies und die explizite Feststellung der dignità del dialetto und seines significato civile[6] (111–112) könnte für viele (nicht nur in Italien abgeführte) soziolinguistische Debatten und Gefechte Vorbild und Denkanstoß zugleich sein.

Der dritte und zugleich umfangreichste Teil von Luratis schönem Buch (L'italiano regionale della Svizzera italiana, 115–206) erläutert zunächst die langsame Entstehung des hochitalienischen «Daches» (terminologische Metapher analog zu «Dachsprache» von H. Kloss) der Svizzera italiana, gibt zahlenmäßige Angaben zur prekären Situation des Italienischen im Tessin, zeigt den sottofondo dialettale ticinese (130s.) und auch die unvermeidlichen Hypertoskanismen, Rhetorismen, Französismen und Germanismen auf und beschreibt schließlich ausführlich den uso scritto unter besonderer Berücksichtigung der juridischen, administrativen und vor allem der politischen Terminologie des Tessiner Schriftitalienischen. Dabei erfährt der Leser, daß neben aus dem Mittelalter stammenden Ticinismen wie *vallerano* («valligiano», 151), *sedime* («la nuova costruzione sorge sul sedime dell'ex casa», 153) oder *ronco vignato* («Weinberg», 153), neben aus der Lombardei stammenden Austriazismen (*insinuare una domanda*, 159), den auf den innerhelvetischen Sprachkontakt zurückgehenden zahlreichen Germanismen und Französismen (z.B. : *Postleitzahl*, *numéro postal d'acheminement*, woraus it. tic. *numero di avviamento postale*, 170) sogar genuine Ticinismen wie *forbicicchio* «Scherenschnitt» (185) existieren, die vom Tessin nach Oberitalien gewandert sind.

Es folgen Hinweise auf Besonderheiten der Schul-, Studenten-[7] und Militärsprache und auf in der italienischsprachigen Presse des Tessin beobachtbare Regionalismen[8] (etwa it. tic. *decesso* für it. standard *deceduto*, 195) und eine erneute Bekräftigung einer pluralistisch ge-

[6] Nichtsdestoweniger scheint es auch im Tessin rituelle Schulstrafen für beim Dialektsprechen ertappte Schüler («[...] gettone o catenella che nei collegi si usava affibbiare a chi commetteva la mancanza di parlare in dialetto.», 111) bis tief ins 20. Jahrhundert hinein gegeben zu haben.

[7] Zu vulgäritalienisch *secchiare* «sgobbare, lavorare molto» (189) paßt als semantisches Pendant steirisch [*šę́ipfn*] ⌜*schöpfen*⌝ mit derselben Bedeutung.

[8] Was die soziolinguistische Einschätzung dieser Tessiner Regionalismen betrifft, so ist eine vergleichende Lektüre von Lurati (193–195) und G. Berruto – M. Berretta (*Lezioni di sociolinguistica e linguistica applicata*, Neapel 1977, 166–170) überaus erhellend. Während Lurati aus einem «mitteleuropäisch-pluralistischen» Sprachverständnis die angezeigten Ticinismen geradezu verteidigt, bezeichnen Berruto-Berretta – mehr einem «westmediterranen Sprachmonismus» verpflichtet – diese konstant als *errori* und ringen sich nur mühsam eine gewisse Toleranz ab.

Lurati (in bezug auf eine in den 60er Jahren erstellte Sammlung Tessiner Regionalismen in der lokalen Presse): «Tuttavia non è possibile rinviare semplicemente a questi articoli. A nostro parere essi vanno spogliati di un atteggiamento a momenti negativo che li porta tra l'altro ad esprimersi in termini di 'involuzione', di 'sfacelo', di 'progressivo deterioramento', di 'acuta crisi' sia per la situazione ticinese sia per quella italiana. Vanno liberati da certa secchezza grammaticale, da certo rigorismo che nega talora ogni diritto a per altro legittime voci regionali. Soprattutto vanno 'depurati' da non pochi errori di interpretazione. Sciolti da questo atteggiamento di fondo incline 'al negativo' e corretti come si è suggerito, i rapporti assumono un valore documentario importante. Ne vien fuori un quadro impressionante, attenuato solo dall'osservazione che quelle poche pagine di rapporto accumulano materiali che nella realtà sono diluiti in pagine e pagine di quotidiano e dunque in fondo con ricorrenze e frequenze esigue. Ma pure la *denuncia* resta, né vale far presente che cose analoghe si troverebbero in altri giornali di provincia italiana. Qui si tratta di cogliere e di *intervenire* su una realtà nostra, di cui siamo responsabili.» (193–194).

Berruto-Berretta (zum selben Thema): «Ora, la massiccia presenza di parole, costruiti, giri di frase per nulla conformi all'uso consueto dell'italiano, in veicoli medi di communicazione linguistica

sehenen und doch selbstbewußt dastehenden italianità der Svizzera italiana (Note conclusive, 199–206)[9]. Ein reichhaltiger Wortindex (209–216) beschließt den Band, dem im übrigen 17 z.T. aus dem Archiv des Autors stammende Photographien mit volkskundlichen Tessiner Motiven aus der Zeit zwischen 1865 und 1935 beigegeben sind.

Alles in allem ein vortreffliches Buch, zu dem Verfasser und Herausgeberin[10] uneingeschränkt zu gratulieren ist[11] und dies um so mehr, als damit die Svizzera italiana ein beträchtliches Stück aus dem romanistischen Schlagschatten herausgerückt wurde[12].

*Hans Goebl*

★

HELMUT STIMM, *Medium und Reflexivkonstruktion im Surselvischen*, München (Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften) 1973, 108 p. *(Bayerische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, Jahrgang 1973, Heft 6).*

Das Altsurselvische besaß als Reflexivpronomina die unbetonten Formen *mi, ta, sa, nus, vus, sa.* Zusammen mit dem betonten Personalpronomen im Nominativ lautete die Reihe *iou mi, ti ta, el(la) sa, nus nus, vus vus, el(la)s sa.* Das Reflexivpronomen mußte nicht unbedingt direkt beim Verb stehen, vgl. *Nua mi dei iou volver?* Das heutige Surselvische besitzt als einzige Reflexivform das proklitische *se* [*sɑ*] in allen Personen. Stimm zeigt, wie sich *se* zuerst in 1. und 2. Ps. Pl., später in 1. und 2. Ps. Sg. durchsetzt und sucht nach einer Deutung dieses Phänomens.

Es ist ihm beizupflichten, wenn er den positivistischen Erklärungsversuch von Ascoli und Prader-Schucany *(nus → n's → s' → se)* wie auch den Deus oder Diabolus ex machina der traditionellen Rätoromanistik, das deutsche Adstrat, ablehnt und auf das in Romania und Germania verbreitete Phänomen der Verallgemeinerung des Reflexivpronomens im Plural in der Form der 3. Ps. hinweist und als Begründung die verschiedenartige Semantik von *wir* als 1. und 2. und 3. Ps. oder als 1. und 3. Ps. usw. im Gefolge von Postal anführt. Seltener ist hingegen die Vereinheitlichung des Singulars. Nach Stimm ist diese von besonderen Faktoren abhängig, doch äußert er sich nicht direkt dazu. Ist vielleicht sein Hinweis auf eine Umfunktionierung von *sesez* als ein Erklärungsansatz anzusehen?

quali vanno pur sempre considerati i giornali, ci pone di fronte ad una drastica alternativa: o i giornalisti ticinesi sono per lo più dei parlanti linguisticamente deprivati, o bisogna porre su nuove basi la concezione dell'errore di lingua. Non ci sono dubbi, crediamo: ciò che va discusso è il concetto di errore di lingua.» (167).

Überhaupt scheint aus mitteleuropäischer Sicht der in Italien derzeit wehende soziolinguistische Wind (Stichwort: educazione linguistica democratica: so der Titel eines 1975 in Padua erschienenen programmatischen Sammelbandes) trotz vieler dessen demokratische Natur beteuernder Worte für sprachliche Randgruppen und sprachlich «Schwer- und Unerziehbare» nach wie vor recht eisig zu sein.

[9] Der bei Lurati beobachtbare pluralistische Tenor begegnet auch im (helvetischen Sprachauffassungen verpflichteten) Artikel von F. SPIESS, *Lingua e dialetti nella Svizzera italiana*, in: *Dal dialetto alla lingua*, Pisa 1974, p. 355–364.

[10] Die als Herausgeberin firmierende Bank Solari & Blum feierte mit diesem Buch ihr fünfzigjähriges Bestehen.

[11] Vollauf berechtigt ist auch die Luratis Buch in der Schweizer Tagespresse geschenkte Aufmerksamkeit (z.B. GUIDO BERETTA in *Vaterland*, Luzern, 24. Februar 1977).

[12] In diesem Zusammenhang sei auch auf eine weithin unbekannt gebliebene amerikanische Dissertation verwiesen: J. P. HEYE, *A Sociolinguistic Investigation of Multilingualism in the Canton of Ticino, Switzerland*, Washington (D.C.) (Georgetown University) 1970 (auch in gedruckter Version: Den Haag 1975, Ianua linguarum, Series practica 241).

Der Hinweis auf Postals Universale scheint mir aber noch keine Erklärung des bündnerischen Phänomens zu sein. Wenn Stimms Arbeit somit keine eigentliche Erklärung enthält, bringt sie hingegen eine neue Deutung der *se-* und der *sesez*-Formen. Stimm stellt fest, daß das Surselvische einen Unterschied zwischen *jeu selavel* 'ich wasche mich' und *jeu vesel memez el spieghel* 'ich sehe mich im Spiegel' macht. Auf grund der Valenztheorie interpretiert er Verb + *sesez* als Verb mit zwei Aktanten, somit als echtes Reflexiv, das mit *se-* präfigierte Verb hingegen als Medium. Das Surselvische würde darnach zwischen echtem Reflexiv und Medium differenzieren, wobei das Reflexiv durch ein betontes Pronomen mit Unterscheidung der Personen ausgedrückt wird, das Medium hingegen ein reduziertes System bildet. Falls Stimms These von der Differenzierung zwischen Reflexiv und Medium zu stark ist, würde ich von einem Trend sprechen, der darin besteht, Personalpronomina dort genau zu differenzieren, wo es notwendig erscheint, sie hingegen im andern Fall in irgend einer Weise zu reduzieren. Es soll hier untersucht werden, ob dieser doppelte Trend das Bündnerromanische charakterisiert und zur Erklärung des von Stimm vorgebrachten Phänomens etwas beiträgt.

Als erstes kann festgestellt werden, daß die Tendenz zur Monomorphisierung des unbetonten Reflexivpronomens – des Medialpronomens nach Stimm – über das Surselvische hinausgeht. Das heutige Vazische (im Unterhalbstein) kennt ebenfalls das durchgehende *sa*, doch tauchen im Gespräch immer wieder in der 1. und 2. Ps. Sg. die alten Formen auf und werden z.T. mit dem neuen *sa* kombiniert:

1. Ps. Sg. *Geu mi mett sin voa* 'Ich mache mich auf den Weg'
*Geu mi sa infurmesch* 'Ich informiere mich'
2. Ps. Sg. *Toi ta lavast* 'Du wäschst dich'

In der 1. Ps. Pl. ist mir nur eine Wendung bekannt:

*Sin bun ans vair!* neben *Sin sa vasair!* 'Auf Wiedersehen!'

Für das Oberhalbsteinische legten die «Normas ortograficas» von 1939 die Reihe *ma, ta, sa, ans/sa, az/sa, sa* fest; im Engadinischen gilt *am, at, as, ans, as, as.*

Auf grund dieser Daten hat *sa* bzw. *as* zuerst auf die 2. Ps. Pl. dann auf die 1. Ps. Pl. und schließlich in Sur- und Sutselva und im Surmeir auf den Singular übergegriffen. Die Tendenz zur Reduktion ist somit allgemein bündnerromanisch, hingegen im Sur- und Sutselvischen am meisten fortgeschritten.

Ein zweites Argument liefert die Entwicklung des Personalpronomens. Das Altsurselvische besaß im Akkusativ die betonte und unbetonte Reihe *mei mi/ma, tei ta*, in den übrigen Personen hingegen nur *el, ella, nus, vus, els, ellas.* Die unbetonten Pronomina wurden aufgegeben, so daß nur mehr betonte übrigblieben. Im Gegensatz dazu ist das Reflexivpronomen ausschließlich unbetont, außer es werde durch (im Akkusativ) *meimez/mamez, teitez/tatez* usw., d.h. durch eine Verbindung von Reflexivpronomen und Emphasepartikel, ausgedrückt.

| | Personalpronomen im Akk. | | Reflexivpronomen im Akk. |
|---|---|---|---|
| | unbetont | betont | unbetont |
| alter Zustand | *mi/ma* | *mei* | *sa* |
| neuerer Zustand | — | + | + |

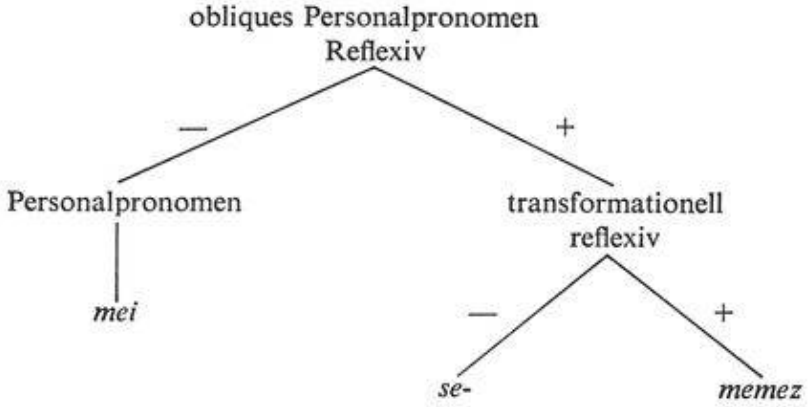
Stimm fragt, warum die proklitischen unbetonten Formen beim Reflexiv nicht auch, wie beim Personalpronomen, durch haupttonige ersetzt wurden. Warum sollten sie aber ersetzt werden, da schon die betonte Reihe *meimez/mamez* bestand. Ein Dilemma (p. 47) gab es wohl kaum; vielmehr scheint im Surselvischen eine Neuverteilung in bezug auf die Betontheit stattgefunden zu haben in dem Sinne, daß sich eine Opposition betontes obliques Personalpronomen zu unbetontem Reflexiv, von den Bildungen mit dem Emphasepartikel abgesehen, herausbildete. Die Frage ist also eher, wieso auf das unbetonte Personalpronomen verzichtet werden konnte, da dieses ja eine wichtige Rolle in den romanischen Hochsprachen spielt. Der Verzicht scheint mir mit einer Reduktion des Ausdrucks der syntaktischen Anapher und der Deixis im heutigen Bündnerromanischen und Bündnerdeutschen zusammenzuhängen. Beispiele aus dem Vazischen für Nicht-Ausdruck von

*es:* *Geu ve schon schetsch.* 'Ich habe (es) schon gesagt.'
*Geu ve schetsch ad el.* 'Ich habe (es) ihm gesagt.'

*mir:* *I fa malavetta tg'el a rot ina comma.* 'Es tut (mir) leid, daß er ein Bein gebrochen hat'.

Oberhalbsteinisch und Engadinisch kennen zwar noch das proklitische neben dem nachgestellten betonten Personalpronomen; *es* in Kombination mit Personalpronomen gibt es aber trotzdem nicht: *I(a) (i)gl va detg/Ia va detg ed el* 'Ich habe (es) ihm gesagt'. Diese Tendenz zum Minimalausdruck der Anapher, vielleicht in Zusammenhang mit dem Problem des Ausdrucks der kombinierten Pronomina (*es ihm, es mir*, usw.), dürfte der Ausgangspunkt für den Verzicht auf das unbetonte oblique Personal- und die Monomorphie des Reflexivpronomens sein. Wenn die Bildung einer neuen unbetonten Reihe nötig gewesen wäre, hätte das Bündnerromanische sie selbst gebildet. Unterstützung für diese Argumentation liefert die Tatsache, daß z.B. das Vazische neben den traditionellen betonten Personalpronomina im Nominativ *(geu, toi, el, ella, qui(gl)/igl, neus, veus, els, ellas)* eine reduzierte Reihe besitzt: *ge', ti, l'* (vor Vokal), *la/l'* (vor Vokal), *i/gl'* (vor Vokal), *nus/us, vus/us, i.* Vereinfachung der anaphorischen Syntax bedeutet Konzentration auf die vollen Formen des Personalpronomens.

Wie steht es in diesem Zusammenhang mit der Differenzierung des Reflexivs in zwei Kategorien im Sinne Stimms? Das von Stimm am häufigsten zitierte Verb *(veser)* weist dieselbe Unterscheidung im Vazischen auf: *Geu ves mamez aint il spieghel* 'Ich sehe mich im Spiegel' gegenüber *I sa ves' or ...* 'Es sieht aus (als ob) ...' Stimm führt Beispiele mit *enconuscher, hassegiar, mirar, observar, traplar* und *veser+sesez* an und interpretiert diese als eigentlich reflexiv, während er die Bildungen mit *se-* für medial hält. Nach einer anderen Konzeption sind die *se*-Verben obligatorisch reflexiv, diejenigen mit *sesez* transformationell reflexiv. Im Deutschen können obligatorisch reflexive Verben den Emphasepartikel nicht zu sich nehmen – nur *Ich verlasse mich auf dich* ist zulässig, hingegen nicht **Ich verlasse mich selbst auf dich* – transformationell reflexive aber wohl – *Ich habe mich selbst geschnitten.* Die von Stimm dargelegte Differenzierung ist also kein einzelsprachliches Phänomen. Andere rätoromanische Dialekte weisen bei den transformationell reflexiven das Reflexivpronomen zusammen mit dem Emphasepartikel auf, cf. Vazisch *Geu ve sa taglio mamez* 'ich habe mich selber geschnitten.' Auf grund dieser Gegebenheiten scheint es mir angebracht, im Surselvischen oblique Personal- und Reflexivpronomina als ein Gesamtsystem mit folgender Subkategorisierung zu betrachten:




Die drei Subsysteme dieses Gesamtsystems stehen zueinander morphologisch in voller Opposition.

Die gegenwärtige Entwicklung geht dahin, daß das reflexive oder mediale Morphem *se-* seinen reflexiven Charakter bei einzelnen Verben völlig verliert, cf. im gesprochenen Surselvischen *jeu selavel il pop* 'ich wasche das Kind', wo *selavar* ein transitives Verb ist. Stimm ist beizupflichten, wenn er *se-* nur mehr als Präfix mit einem gewissen medialen Wert ansieht, cf. *Jeu vai fatg mal in schanugl* und *Jeu vai sefatg mal in schanugl* 'Ich habe mir am Knie weh getan'.

*Memez, tetez, sesez* usw. stehen aber nicht nur in Opposition zum betonten obliquen Personalpronomen, sondern auch zum Emphasepartikel im Nominativ *mez, tez, sez* usw.

Im Surselvischen ist das Reflexiv- und Emphasepronominalsystem in stärkerem Maße vereinfacht und neu strukturiert als in den anderen bündnerromanischen Idiomen. Dieselbe Feststellung ist für das Surselvische auch im Bereich des Futurs zu machen, wie ich in meiner Arbeit über das bündnerromanische Futur zeigte.

*Theodor Ebneter*

★

PETER GLATTHARD, *Ortsnamen zwischen Aare und Saane. Namengeographische und siedlungsgeschichtliche Untersuchungen im westschweizerdeutschen Sprachgrenzraum*, Bern (Verlag Paul Haupt) 1977, 444 p. *(Sprache und Dichtung 22)*.

Die unter der Leitung des bekannten Namenforschers Paul Zinsli entstandene Arbeit gereicht der «Berner Schule» in Dialektologie und Toponomastik zur Ehre. Die letzte größere Studie zu Ortsnamenproblemen aus dem roman./deutschen Sprachgrenzgebiet der Westschweiz stammt aus dem Jahre 1965[1]. Im Unterschied zum Werk von Roth, das sich auf den ersten Blick vor allem als sorgfältig zusammengestellte Materialsammlung entpuppt, zeigt sich in dem von Glatthard eine sprachwissenschaftliche, namengeographische und siedlungsgeschichtliche Auswertung des historischen Orts- und Flurnamenmaterials, die von einer meisterhaften Übersicht in der vielschichtigen Problematik spricht.

Im Kapitel A wird der Stand der bernischen Ortsnamenforschung abgehandelt. Die Ausführungen zeugen von einer umfassenden Kenntnis des wissenschaftsgeschichtlichen Hinter-

[1] BRUNO ROTH, *Die romanisch-deutsche Spachgrenze im Murtenbiet während des XV. Jahrhunderts*, Freiburg 1965. Bietet ein umfassendes Belegmaterial, auch für die Anthroponomastik.

grundes. Epochemachende Namen wie Albert Jahn, Albert Samuel Gatschet, Emanuel Friedli, J. U. Hubschmied und Paul Zinsli tauchen auf und deren Verdienste und Ergebnisse werden kritisch gewürdigt. Im gleichen Kapitel legt Glatthard auch die namenkundliche Erforschung des seinen Untersuchungen zugrundeliegenden engeren bernisch-freiburgischen Raumes dar. Ein wichtiger Exkurs zu einem Teilaspekt, nämlich die Burgunderfrage (p. 71–75), wird ebenfalls berührt.

Im Kapitel B werden mit lautlichen Kriterien Orts- und Flurnamen zeitlich fixiert. Auf Grund der hochdeutschen Lautverschiebung (*t* > *z*, *p* > *pf*, *k* > *kch*, *ch*, *d* > *t*), die zwischen dem 6. und 8. Jh. anzusetzen ist, wird das vorgermanische (lat./kelt.) Material in verschobene (= Übernahme des Namens durch die Alemannen vor der Lautverschiebung), teilweise verschobene und unverschobene Namen eingeteilt. Zu den verschobenen Namen gehört zum Bsp. das berühmte *Kerzers* (p. 57–58, 81). Aus einem lat. CARCERES, über vlat. **kartseres* entstand die moderne mundartliche Form *χértsərs*. Zu einem weitern Beleg, nämlich *Kärselen* (p. 82) gibt der Autor die Etymologie CAREX 'Riedgras'[2], das über die Stufe eines altrom. **karežera* mit einer Dissimilation *r*-*r* > *r* – *l* dem heutigen dialektalen *χérʃələ* zugrundeliegt. Wir sind der Meinung, daß sich aber bis zur Übernahme durch die Alemannen etwa die Formen **karetsera*, **karetšera* oder **karedžera* haben entwickeln können. Der Ausfall der Implosivlaute in den Affrikaten wird in der Galloromania erst etwa ins 12. Jh. datiert. Ein wichtiger Exkurs zu den Gentilnamen + Suffix-*acum* ist diesem Kapitel angegliedert. Glatthard vermag überzeugend nachzuweisen, daß aufgrund von Diskrepanzen in der Lautchronologie eine dialektale Form mit *-ach* noch nicht heißen will, der Name sei vor der hochdeutschen Lautverschiebung übernommen worden. Ortsnamen mit alem. *-ach*, resp. gallorom. *-y*, können auch als Analogiebildungen interpretiert werden. Die Mehrzahl der verschobenen Namen bildet die *k*- > *kch*- -Gruppe[3] und stammt aus dem alten Siedelland der Galloromanen aus dem Tal der Aare bis zum Thunersee. Die Namen mit unterbliebener Lautverschiebung sind zahlenmäßig häufiger als die verschobenen[4]. Als Etymologie von *Muntelier* (p. 99) wird eine Form **monticulu* + *-etu* angegeben. Hier dürfte wohl auch das Suffix *-ariu* mitgespielt haben. -Ē- von -ETU hätte sich im Frankoprovenz. nach palatalisiertem -CL- zu *-i* entwickelt. Die Etymologie von *Muntigli* (p. 99) würde dann einem MONTICULU + ETU entsprechen, diejenige von *Montei* (p. 99) einem MONTE + ETU. Beim ON *Giffers* (p. 106), urkundl. Beleg *Givrils* (1306), aus lat.-rom. **caprilias* hergeleitet, wird das *-i-* der Stammsilbe in Zusammenhang gebracht mit dem frankoprovenz. Ergebnis *tsivra* < CAPRA. Da stellen sich aber lautchronologische Probleme. A hat sich erst nach der Palatalisierung von anlautendem C- zu *ie* entwickelt (der Name mit *Gi-* muß aber vor der rom. Palatalisierung übernommen worden sein) und zudem ist die letzte Stufe der Entwicklung mit *-i-* lediglich seit dem 15. Jh. belegt (*GPSR* 3, 541). Handelt es sich vielleicht um eine assimilatorische Entwicklung **caprilias* > alem. **Gavrils* > *Givrils*?

Die unverschobenen Namen dürften nach Glatthard etwa im 8./9. Jh. ins Alemannische gelangt sein und konzentrieren sich in die Nähe der dt./rom. Sprachgrenze.

Ein Kriterium zur chronologischen Einordnung von Übernahmen aus dem Romanischen bildet die Erscheinung des Primärumlautes, wo ein *-i-* der Folgesilbe das *-a-* der Stammsilbe zu *-e-* palatalisiert (seit der 2. Hälfte des 8. Jh.s). In Kombination mit dem nichtpalat. CA- > alem. *ga-* versucht Glatthard eine zeitliche Einordnung für solche Belege zu finden.

Ein weiteres Kapitel ist den ON mit palat. rom. CA- > *tša-* gewidmet. Glatthard legt für

[2] Wir vermissen sehr, dass der Autor nur bei wenigen Beispielen die Bedeutung der Etyma angibt.

[3] *p*- > *pf*-: keine Belege, *d*- > *t*-: 2 Belege.

[4] 26 Belege für *t* (*Tafers*, *Muntelier* usw.); 18 Belege für *p* (*Pommern*, *Plaffeien* usw., ohne die häufigen PRATUM und PRATELLUM [> *Pragelz*]); 52 Belege für *k* (*Gampelen*, *Galmiz* usw., ohne mit *curtis* gebildete Namen).

sein untersuchtes Gebiet die Palatalisierungen in das 8./9. Jh. und liegt somit mit seinem Ansatz deutlich später als die Romanisten (5.-8. Jh.). Die Belege mit der roman. Entwicklung CA- > *tša-* liegen an der heutigen Sprachgrenze.

Die Landschaft zwischen Aare und Saane weist viele doppelsprachige Namen auf. Der Autor unterscheidet drei Gruppen von Namenpaaren: *Entlehnungen* (lautliche Assimilationen), *Übersetzungen* und Namen ohne lautl. oder inhaltliche Beziehung *(Neubenennungen)*, wobei die Umlagerung des Namenbestandes von einem roman. Substrat zu einem germanischen Superstrat geht.

In den Ausführungen zu den Doppelnamen zeigt sich die fundierte Kenntnis des Autors von linguistischen Problemen romanischer und germanischer Provenienz. Wichtig scheinen uns in diesem Kapitel die Darlegungen zu den Namen *Bertigny/Brittenach* (p. 137–138), *Galtern/Gotteron* (p. 139–140). Im Kommentar zum Paar *Epagnier/Späniz* (p. 144) heißt es, daß der dt. Name vor dem 14. Jh. übernommen worden ist, weil sich im Romanischen zwischen 12.–14. Jh. vor *sp-* ein *e-* entwickelt habe (Etymologie zum Beleg: **Spaniâcum*). Sicher liegt hier Glatthard mit seiner Datierung zu spät. Die Erscheinung des prothetischen *e-* ist ja bereits aus dem gesprochenen Latein bekannt[5].

*Ependes/Spinz*, Etym. **spinas* (p. 145) wird nicht erklärt, woher das *-d-* bei *Ependes* stammt. Zum Beleg *Gampelen/Champion* (p. 146) wäre beim Kommentar in bezug auf die Lautchronologie noch ein Zusatz möglich: Übernahme des lat.-rom. **campilione* durch die Alemannen nach abgeschlossener germ. *k-* Verschiebung und vor der rom. $C^A$-Verschiebung. Zu überprüfen wäre auch die Etymologie. Kommt CAMPU + LONGU nicht in Frage, cf. die Belege *Champlun, Gamplun*? Der Kommentar zu *Lüscherz/Locras* (p.147) ist nicht klar, zumal die Angabe einer Etymologie fehlt.

Glatthard folgert richtig aufgrund der Ergebnisse bei der Besprechung der Doppelnamen, die eine alte gemeinsame etymologische Grundlage besitzen: Eine frühe intensive Kontaktzone zwischen Romanen und Alemannen.

Der Autor gibt auch zahlreiche Beispiele von Doppelnamen, die aufgrund der german. Namenform erkennen lassen, daß sie erst aus dem hochmittelalterlichen oder gar spätmittelalterlichen Romanischen übernommen worden sind. Beim Paar *Bonnefontaine/Muffetan* (p. 154/55) wird zum Anlautwechsel B-/M- die Theorie der Dissimilation von Stadelmann verworfen, der Erklärung von Bruckner (Anlehnung an die umliegenden *Munt-* Namen) der Vorzug gegeben. Wie steht es aber mit der Erklärung des Phänomens als einfachem Bilabialersatz B-/M-? Leider kann ich keine andere Belege beibringen. *Lamboens/Lamlingen* (p. 162) würde ich eher ins Kapitel der alten Übernahmen einreihen. Das germ. *Lamlingen* repräsentiert eine alte Basis *LAM-L-, das im Romanischen mit dem Gleitkonsonant *b* zu einem **Lambl-* wurde. Im Kommentar zum Paar *Autigny/Ottenach* (p. 170) steht: «Der roman. Name ist aus **Altiniâcum* > **Altignie* > **Autignie* > **Otignie* geworden, d.h. die Lautgruppe *-al-* ist monophthongiert und vokalisiert worden». Natürlich muß es lautchronologisch gesehen richtig heissen: erst vokalisiert, dann monophthongiert.

Die jungen Doppelnamen befinden sich im Gegensatz zu den alten vornehmlich auf romanischem Sprachgebiet. Viele dieser Belege, die zum Teil unorganische Lautverhältnisse aufweisen, sind am ehesten der gebildeten, klösterlichen oder staatlichen Verwaltungswelt zuzuschreiben.

Eine weitere Möglichkeit des Namenausgleiches stellen die Übersetzungen dar (*Burg/Châtel, La Roche/zur Flüh* etc.). Beim Paar *Everdes/Grüningen* fehlt die Erklärung des E- im romanischen Namen. Handelt es sich um die kontrahierte Präposition *e(s)-* < *en + les*?

[5] Cf. auch die Ausführungen von JAKOB WÜEST, *La dialectalisation de la Gallo-Romania. Problèmes phonologiques*, Berne 1979, p. 102–105.

Leider fehlt bei *Neirivue/Schwarzwasser* (p. 186) ein Hinweis auf die Problematik der Stellung des Farbadjektivs im romanischen Namen (Etym.: NIGRA + AQUA), dessen Fügeweise wohl germ. Einfluß zuzuschreiben ist.

In einem dritten Kapitel dieses Abschnittes werden Namen mit verschiedenen Benennungsmotiven behandelt, z.B. *Jaun/Bellegarde* (p. 194), *Saanen/Gessenay* (p. 196). Wie diese Art von Namenausgleich im Einzelfall zustande gekommen ist, läßt sich schwer sagen. Belegt sind diese Namen vor allem längs der heutigen Sprachgrenze.

Eine für den Romanisten interessante Erscheinung stellen in der Toponomastik die Namen mit roman. Final *-s* dar (Erhaltung einer alten roman. Nominativ-sg. Form). Glatthard widmet sich eingehend diesem Problem (p. 201–213). Er hat sich gründlich mit der Studie von H. Schmid[6] beschäftigt und weist richtigerweise auf die ungelöste Frage hin, «weshalb das Dt., das kaum einen Nom. sg. in Ortsnamen aufweist, für die roman. Namen einen solchen annektiert, wo doch die roman. Form auf einen obliquen Kasus zurückgeht» (p. 201). Es zeigt sich sehr schön auf Karte 15 (p. 210), daß doppelsprachige *-s*-Namen längs der Sprachgrenze zu finden sind, einsprachige hingegen im deutschsprachigen Gebiet (früher alemannisiert und deshalb Verlust der Doppelform durch Namensausgleich).

Wichtig sind auch die sehr fundierten Ausführungen zu den *Walen*-Namen (p. 214–223). *Walh-* war die Bezeichnung der Alemannen für ihre Nachbarn und Mitsiedler. Die zusammenfassende Karte 17 (p. 215) zeigt eindrücklich die rom./germ. Kontaktzone zwischen Aare und der heutigen Sprachgrenze. Auch den *Roman-/Aleman-Tütsch*-Namen widmet der Autor ein eigenes Kapitel. *Aleman* hießen die deutschsprechenden Siedler für den Romanen, *Roman-* und *Tütsch-* waren Selbstbezeichnungen. Für die Romanität zeugen somit die Ausdrücke *Walh-* und *Roman-*, für die «Germanität» *Aleman-* und *Tütsch-*. Der Autor führt aber richtigerweise aus, daß es in der Namenwirklichkeit schwierig ist, Volkstumshinweise und Personennamen *Roman/Aleman* in den Einzelbelegen zu trennen. Nur die *Walen*-Namen zeigen eine weiträumige Streuung (Karte 17, p. 215), die übrigen sind auf Gebiete längs der aktuellen Sprachgrenze beschränkt.

Auf das enge und längere Nebeneinander von Romanen- und Germanentum und die bestehende Sprachverschiedenheit weisen die schönen Namenbeispiele vom Typus «welsche Wiese» und «deutsche Matte» (p. 228–231).

Ein umfangreiches Kapitel behandelt die namengeographischen Strukturen romanischer Namen und Lehnappellative (p. 223–294). Es wird hier vom lexikalischen Gesichtspunkt aus die Streuung verschiedener Namen untersucht. Die Ausführungen zu den verschiedenen Beispielen (*Noflen*, *Galite*, *Fülggere*, *Gurzelen* usw.) zeigen erneut, wie sehr es der Autor versteht, die linguistischen Gegebenheiten zu analysieren und jeweils am Ende jedes Artikels eine Zusammenfassung seiner Erkenntnisse und Schlußfolgerungen zu geben. Dieses Verfahren kommt dem Leser sehr entgegen bei der Lektüre des gesamten Werkes: stecken doch hinter den phonetischen und lexikalischen Erklärungen in der Toponomastik sehr viele Einzelergebnisse und es könnte ja leicht passieren, daß man den Überblick verliert. Nicht so bei Glatthard.

Vom methodischen Gesichtspunkt aus scheinen uns die Ausführungen zu den tautologischen *Pra-Matte*-Namen (p. 252–261) sehr wichtig, ebenso die Kommentare zum gallorom. **brûcus* 'Heidekraut', das in einer roman. Patoisform *Brûyere* und in den zwei schwzdt. Lehnappellativa *Brûchere* und *Brûgere* weiterlebt. Weitere solche Beispiele sind: **cumba* > *Chumme/Gumme*, *Gumbe*, FENILE > *Finel*, *Finiz*, *Vinelz*, *Finelen*, CASALE > *Gasel*, *Tschisel*, *Tschesole*, *Tsesale*. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels greift der Autor über sein eigentliches Kerngebiet hinaus und behandelt die roman. Lehnappellativa im westlichen voralpin-

[6] HEINRICH SCHMID, *Zur Geschichte der rätoromanischen Deklination*, *VRom. 12* (1951), 21–81.

alpinen Sprachgrenzraum (CASTELLUM > *Chastel, Gestele*, PLATEA > *Pletsche*, GRANICA > *Grenchen*, **Cubium* > *Gubi*).

Des weitern werden einige wichtige Namen*typen* untersucht. Glatthard schließt sich in seinen Ausführungen in bezug auf die Ergebnisse aus der Betrachtung einheitlicher Namenschichten den bekannten Ortsnamenforschern Zinsli, Boesch, Sonderegger und Bandle an: einzelne Namenschichten werden in ihrer zeitlichen Staffelung als Siedlerschichten interpretiert. Behandelt werden: kelt. *-dunum/-durum*, galloroman. *-acum*, roman. *-curtis-* + PN, alem. *-ingen*, *-wil*, *-berg*, *husen*, *hüsere*, *-hus*, *-ried*, *-rüti*, *Stock*, *Schwand/Schwendi*, *Brand*, *Sang-/Sengi*. Der Autor hat mit seinen Kommentaren zu diesen Beispielen ein Vademecum für die schweizerdeutsche Toponomastik verfaßt. Ebenso wird die zukünftige Ortsnamenforschung aus dem Grenzbereich zweier Sprachen stets mit Gewinn auf die Zusammenfassung *Siedlungsgeschichtliche Erwägungen* (p. 376–380) zurückgreifen.

Eine ausführliche Bibliographie (p. 419–429) und ein alphabet. Register der behandelten Ortsnamen (p. 431–444) geben der Studie die Hilfsmittel für eine Zukunft als unentbehrliches Nachschlagewerk in der schweiz. Ortsnamenforschung. Man wird zum *Glatthard* greifen. Erwähnt sei zum Schluß noch, daß der Autor ein leuchtendes Beispiel dafür gibt, daß toponomastisch-linguistische Abhandlungen nicht in trockenem Fachstil geschrieben werden müssen.

*Hans-Rudolf Nüesch*

★

J. ZEMP, *Les poésies du troubadour Cadenet*, édition critique avec introduction, traduction, notes et glossaire, Bern–Frankfurt–Las Vegas 1978, 419 p. *(Europäische Hochschulschriften, série XIII, vol. 53)*.

Bei der vorliegenden Troubadour-Ausgabe handelt es sich um eine unter der Leitung von Prof. A. Menichetti entstandene Dissertation der Universität Fribourg, gefördert durch ein Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds. Die Edition eines Troubadours mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar ist eine anspruchsvolle Dissertationsleistung, die eine anerkennende Würdigung verdient.

Zemp konnte mit dem Einverständnis der Erben von René Lavaud die von Lavaud hergestellte, nicht mehr veröffentlichte Neuausgabe des Troubadours Cadenet einsehen und war somit in der Lage, den neuesten Forschungsstand zu erarbeiten und mit dieser Publikation zugänglich zu machen.

Bisher stand nur die von Carl Appel 1920 publizierte Ausgabe zur Verfügung, die in textkritischer Hinsicht den heutigen Anforderungen nicht mehr genügt und nur einen sogenannten kritischen Text vorlegt, ohne die Lesarten der einzelnen Handschriften anzugeben. In der Zeit des ersten Weltkrieges war es Appel nicht möglich, unveröffentlichte Handschriften einzusehen, so daß er notgedrungen mit einer unvollständigen Materialbasis arbeiten mußte. Zemp hat diese Lücke geschlossen dank einer persönlichen Einsicht in die einzelnen Handschriften und der Berücksichtigung von Manuskriptphotographien. Die von Zemp edierten 25 Dichtungen sicherer Zuweisung entsprechen den bei Frank unter 106,1–25 verzeichneten Nummern.

Soweit mir eine entsprechende Überprüfung möglich war, glaube ich, die vorliegende Arbeit als zuverlässige Grundlage bezeichnen zu können, obschon mir einige Lese- oder Druckfehler aufgefallen sind, z.B.:

XVI, 50 Es genta res, e *laia* on s'estrai
Es sollte *laida* stehen, wie im Glossar p. 410 und in der Hansdchrift A.

XVII, 32 Variante für AB nicht *anan* sondern *avan*
XVII, 50 in der Variante A nicht *tan* sondern *tant*
XX, 14 De bon cor *lialmen*
Zemp wählte in diesem Gedicht als Basismanuskript A; in A steht *leialmen*

XX, 18 Car *lei*, cui servit ai
im Basismanuskript A steht *liei*.

Im Variantenapparat scheint mir der Herausgeber zu restriktiv verfahren zu sein. Varianten sind zweifellos aufzunehmen, wenn es sich um etymologisch oder morphologisch verschiedene Formen handelt. Ein Vergleich mit dem diplomatischen Abdruck De Lollis der Handschrift A zeigt in der Ausgabe von Zemp folgende Lücken[1]:

XXII, 37 Vers es qu'a mi *a tarzat* (< *TARDIARE, FEW 13/I, 116)
A: *a tardat* (TARDARE, FEW 13/I, 114)

XXII, 64 Tals parlera *de me* que n'estai mutz (< ME)
A: de *mi* (< MIHI)

XXV, 2 Quar non conois *sa* foudatz
A: *sas* foudatz

Wünschenswert wäre eine Berücksichtigung interessanter Varianten, wie z.B. Fälle der Diphthongierung oder besondere Morphemmarkierungen im Verbalsystem:

XIII, 19 Be.m *plai* longa nuegz escura (Graphie C)
A: Be.m *platz* longa nuoitz escura

XVII, 37 Los huelhs qu'als no *vau* queren (Graphie C)
A: los huoills cals non *vauc* queren

XXI, 1 S'ieu *ueimais* deserenan (Graphie C)
A: *oimais*

XXI, 23 E *vuelh* que.m crezatz (Graphie C)
A: *uuoill*

XXII, 60 Cug m'aproche *lo locs* don sui mogutz (Graphie C)
A: *lo luocs*

XXV, 18 Qu'anc sempre *vei* que tug li fin aman (Graphie C)
A: canc sempre *ueich* que tuich li fin aman

Das Glossar (400–419) ist leider für lexikalische Studien nur bedingt verwendbar, da die Lemmata z.T. ungenau nach dem Petit Levy typisiert aufgeführt sind oder fehlen, z.B.:

*acors* m. 'secours' (cf. FEW 24, 92b) und nicht wie im Glossar steht *acort* 'accord, concorde' XXII, 19
*cutz* m. 'valet, goujat' XXI, 59 (ms. C), cf. PfisterGirart 359
*entendeires* m. 'prétendant' und nicht *entendedor* XXII, 12 (richtig p. 345)
*esgar* m. 'regard, aspect, égard' XXIII, 32 und nicht *esgart*
Der entsprechende Vers lautet: E poirai m'en fizar / en l'amoros *esgar*. Im FEW 17, 512b ist nur apr. *esgart* verzeichnet. *Esgar* mit geschwundenem *-t* nach Konsonant (im Reim mit

[1] Unter Berücksichtigung der von ZUFFEREY beigebrachten Korrekturen, *CN 33* (1973), 147–160.

*fizar*) kann als Merkmal der Sprache von Cadenet bezeichnet werden, cf. PfisterGirart 621 N 44 zur hyperkorrekten Form *plantert*.

*malstraigz* m. pl. 'souffrances, peines' XVIII, 7 (ms. a[1]) statt *maltraig*
Die Graphie *malstraigz* mit der Graphie *s* anstelle von *maltraigz* legt eine Trennung in *mals traigz* nahe.

Interessante graphische Varianten sind im Glossar nicht aufgenommen, z.B.:
*esser saisos* 'être temps' (V, 8, ms. I) gegenüber *esser sazos*. (VI, 39, ms. C), wobei die Handschrift I in diesem Fall Beeinflussung durch afr. *saison* zeigt. *veigna* 'qu'il vienne' subj. prés. de *venir* (XXIV, 8, ms. D[c]).

Im Glossar hätte man jene Wörter kennzeichnen können, die einzig bei Cadenet belegt sind, z.B.
*alumnamen* m. 'éclairage, rayonnement' I, 26 (cf. FEW 24, 343 b)
*miracdes* m. 'émeraude' (V, 3, ms. I)
*sobrenamoramen* m. 'amour excessif' II, 47 und p. 143.

Die Übersetzungen von Cadenets Dichtungen stammen von Lavaud, wobei Zemp korrekterweise in den Anmerkungen eingeführte Änderungen erwähnt.

In Einzelfällen bestehen Zweifel, ob die von Lavaud akzeptierte Übersetzung dem Sprachverständnis des Herausgebers entspricht.

Als Beispiel Glossar 414: *penar* v.a. 'tourmenter' IX, 21–XXI, 25 – XXIV, 7
Die Stelle in XXIV, 7 lautet: Anz ai paor qu'inz en enfern no. l *peigna* / Si tan non fai qu'a Jhesu Crist se veigna
Lavaud: «J'ai peur au contraire qu'en enfer il ne le pousse, s'il ne fait pas tant que de se réconcilier avec Jésus Christ.»
Appel: «Vielmehr wird sie, fürchte ich, ihn in die Hölle stoßen, wenn er nicht noch zu Jesus Christus seine Zuflucht nimmt.»
Sowohl Appel wie Lavaud übersetzen mit 'stoßen' ('pousser)' und denken an das Verbum apr. *empenher* 'pousser' (< IMPINGERE, FEW 4, 589 a), das z.B. im Altfranzösischen auch mit Schwund des Präfixes vorkommt: afr. *soi paindre en mer* 'se mettre en mer' (13. Jh., FEW 4, 589 b). Da nach einem Verbum des Fürchtens *(ai paor)* eine Verbalform mit Konjunktiv zu erwarten ist, kann es sich nicht um ein Verbum der Konjugation auf *-ar (penar)* handeln.

Die zweite Stelle mit vermeintlichem *penar:*

IX, 21: Verais Jhesu Crist, no.us *pes* / Si merce vos aus preiar
Lavaud: «que cela ne vous offense pas, si j'ose vous demander grâce»

Diese Verbalform hat mit *penar* nichts zu tun, sondern gehört zu apr. *pezar* 'être pénible à, causer de la peine, de l'inquiétude à' (FEW 8, 193 b, s.v. *pensare*)

Dritte Belegstelle:

XXI, 25 C'atressi.n *penra* a vos / Ab un cor, e mal ab dos
Lavaud: «car il en arrivera pareillement à vous»

Vom Verbum *penar* müßte die Futurform *penara* lauten. *Penra* gehört zum Verbum apr. *penre* 'arriver', cf. Lv 514 *penre* subjektlos 'ergehen, bekommen', apr. *pren a qn.* 'il arrive (du bien, du mal)' (FEW 9, 341 b s.v. PREHENDERE).

Einige sprachliche Angaben im Kommentarteil und im Glossar sind unzutreffend, z.B.:

p. 171 «*miracdes* est un dérivé de *maracda*». Es handelt sich nicht um eine Ableitung, sondern um eine Variante von *maracde* mit Dissimilation der vortonigen Silbe.

p. 299 N 1: «*avinen* n'est attesté que comme adjectif»
Substantivbelege finden sich bei Giraut de Bornelh und bei Cerveri de Girona (R 74, 232), cf. FEW 24, 190 s. v. *advenire*. Im Glossar von Zemp 401 fehlt das Syntagma *aver avinen de* + *inf.* 'être disposé à' (XVII, 1, ms. C).

p. 346 zu Vers 24: «*adutz;* faudra-t-il recourir à *dozer* 'enseigner' (LPDict. p. 132), dont le p. passé retenu par LS II, p. 294, a les formes *dueg, dueich, duich, dueitz, dug?*»
Die Stelle lautet: XXII, 24 Mas sol aitan cum leialtatz *adutz* (ms. C).
Lavaud: «amis seulement autant que la loyauté le comporte».
Die Graphie *adutz* (C), *laduz* (NU), *nadutz* (α) sprechen eindeutig für ADDUCERE > aokzit. *aduire/aduzer* (FEW 24, 137). Für die Bedeutung ist afr. *aduire* v.a. 'dresser, instruire' zu berücksichtigen.

p. 412: «*meteus* (adj. + adv.), même: XXV, 40, 62)»
Die Angabe «adj. + adv.» ist falsch; es handelt sich um das Identitätspronomen *mi meteus* 'moi-même'. In solchen Fällen sollte auch im Glossar angegeben werden, daß die Form aus der Handschrift B stammt, da bis auf wenige Ausnahmen die Handschrift C als Basismanuskript gewählt wurde und C z.B. in *VI, 45 mezeis* (im Reim mit *arneis*) aufweist. Weshalb in XXV für die Strophen I – IV die Handschrift C, für Strophen V–VI aber B als Basismanuskript gewählt wurde, ist nicht einsichtig. Die Form *meteus* ist in der Provence jedenfalls nicht belegt und dürfte für Rouergue und Languedoc charakteristisch sein, cf. Pfister, *RH 69*, p. 83s.

Der Herausgeber Zemp hat auf eine Charakterisierung der Sprache des Troubadours verzichtet. Wenn auch Cadenet (aus Cadenet, arrondissement d'Apt, Vaucluse) erst in der ersten Hälfte des 13. Jhs. dichtete und zu den Vertretern des *trobar leu* gehört, sind seine Dichtungen nicht nur von literarischem (22 Kanzonen, 1 Alba, 1 Pastorela, 1 Sirventes) sondern auch von sprachlichem Interesse.

Aufgefallen sind mir:

1) *alegoratz* adj. 'oisifs' (VII, 11 im Reim mit *assatz*) gegenüber *alegrat* 'réjoui' bei Jaufre. Möglicherweise ist die Nicht-Synkopierung Dialektmerkmal für die Provence, cf. aprov. *monegue* m. 'moine' (1070, *VRom. 17*, [1958], 344), apr. *senebe* 'moutarde' (1160, Vaucluse, ib.).
2) *-ts* >*-s: sans* m. pl. 'saints' (> SANCTOS, IX, 8 im Reim mit *grans*).
3) *1. Pers. Singular -i: temi* 'je crains' (XV, 43, 45, 47, 49, ms. C). Da *temi* zweisilbig sein muß, geht die Endung sehr wahrscheinlich auf Cadenet und nicht auf den Schreiber der Handschrift zurück (*temi* auch in A), cf. die *-i* Zone östlich der Rhone auf derALF-Karte 465 'j'entends', publiziert von P. Wunderli, *Die okzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters (Analecta Romanica 24)*, p. 65.
4) Nordfranzösischen Einfluß zeigt *garan* 'témoin, garant' (XVII, 54 im Reim mit *engan)*.

Zusammenfassend handelt es sich um eine wertvolle Textausgabe der Dichtungen Cadenets, die eine neue Grundlage schafft dank der Berücksichtigung aller zur Verfügung stehenden Handschriften und einem übersichtlichen Kommentar, der literarische, metrische und musikologische Fragen eingehend behandelt. In sprachlicher Hinsicht empfiehlt es sich, die Übersetzung und den Kommentar von Appel weiterhin mitzuberücksichtigen.

*Max Pfister*

★

DEREK E. T. NICHOLSON, *The poems of the troubadour Peire Rogier*, Manchester (University Press) 1976, VII + 171 p.

En éditant les poèmes du troubadour Peire Rogier, M. Nicholson n'a guère innové par rapport à l'édition d'Appel[1], qui avait déjà été reprise par Lavaud[2]. Conscient de la dette qu'il doit au provençaliste allemand, l'auteur nous donne une édition faite avec beaucoup de soin et de précision, mais qui évite paradoxalement d'aborder le problème critique posé par l'œuvre du troubadour auvergnat.

Dans l'introduction, fort bien documentée, M. Nicholson nous présente d'abord la vie de Peire Rogier à partir de l'ancienne biographie et des allusions contenues dans les œuvres d'autres troubadours. Il situe ensuite le troubadour auvergnat dans la poésie de son temps, en insistant sur la forme dialoguée qui se rencontre dans plusieurs de ses chansons. Puis viennent les tables métriques de chacune des compositions.

En ce qui concerne l'ordre des pièces, M. Nicholson, à l'instar d'Appel, a suivi celui des chansonniers IK, qu'il tente de justifier par des raisons formelles. L'intention est certes louable, mais c'est oublier que l'ordonnance des pièces d'un corpus de troubadour n'obéit pas à des règles précises, mais reflète le plus souvent le morcellement d'une unité ancienne, que l'on peut reconstituer partiellement comme le montre le schéma suivant[3]:

| BdT | éd. | | N | A | B | D+D$^a$ | D$^c$ | IK | E | R$^1$-R$^2$-R$^3$ | C | M | T | a | ω | c | O | S | U | G |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | VI | Ges no puesc | – | 1 | – | 3 | – | 6 | – | 2 | 3 | 3 | 1 | [1] | [1] | 2 | a | J | – | – |
| 5 | IV | No sai don | – | – | – | 6 | 1 | 4 | – | 3 | 1 | 1 | 2 | – | 7 | – | – | – | – | – |
| 9 | V | Tant ai mon | – | – | – | 7 | 2 | 5 | 3 | – | 4 | 6 | – | – | 2 | – | – | – | – | – |
| 1 | I | Al pareissen | – | 2 | 1 | 1 | – | 1 | 1 | 4 | 5 | 5 | – | – | 3 | B | – | – | – | – |
| 3 | VII | Entr'ira | – | 3 | – | 4 | – | 7 | 2 | 5 | 7 | 4 | 3 | 2 | [6] | – | – | – | – | – |
| 8 | II | Tan no plou | G1 | G1 | – | 2 | – | 2 | – | 6 | 6 | 2 | – | – | 4 | – | – | – | – | – |
| 6 | III | Per far | G2 | G2 | G | 5 | – | 3 | – | L | 2 | – | – | 3 | 5 | – | – | – | – | – |
| 7 | VIII | Seign'en | – | s1 | – | s1 | 4 | s1 | 4 | 1 | 8 | – | x | 4 | – | – | – | – | 1 | R |
| 389,34 | VIIIa | Peire Rogier | – | s2 | – | s2 | x | s2 | 5 | – | 9 | – | – | – | – | – | – | – | 2 | – |
| (2 | IX | Douss'amiga | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | – | 1 | – | – | – | –) |

Pour ce qui est des manuscrits, il faut féliciter M. Nicholson d'avoir eu l'honnêteté d'indiquer s'il a consulté le chansonnier lui-même, un microfilm ou l'édition diplomatique, car l'exactitude des variantes figurant dans l'apparat critique dépend grandement de la méthode de travail. Pour le fragment ω, l'auteur a dû recourir à l'édition diplomatique, faute d'avoir trouvé le manuscrit à Bergame: en effet, ce fragment se trouve actuellement à Rome, à la

[1] CARL APPEL, *Das Leben und die Lieder des Trobadors Peire Rogier*, Berlin 1882.

[2] DUC DE LA SALLE DE ROCHEMAURE, *Les troubadours cantaliens*, t. II, Aurillac 1910, p. 406–483.

[3] Mis à part les sigles des chansonniers, les lettres ont les significations suivantes: B = Peire Breumon, G = Guiraut de Borneil, J = Jaufre Rudel, L = Peire Luzer, R = Raimbaut d'Orange; a = anonyme, s = section des *sirventes*, x = pièce attestée séparément. Pour E5 et C9, il s'agit en réalité de la première pièce du corpus de Raimbaut d'Orange. D'autre part, pour C2, la table indique également l'attribution à Guiraut de Borneil. Enfin, l'ordre des chansonniers a et ω a été reconstitué et n'est par conséquent pas assuré.

Bliblioteca Nazionale, Vitt. Eman. 1119. D'autre part, à propos du chansonnier G, notons qu'il n'y a pas lieu de supprimer le *sup.* (pour *supra*) qui suit la cote R 71[4].

Sur le plan de l'édition proprement dite, il faut déplorer que le travail de M. Nicholson ne corresponde pas tout à fait à ce que l'on est en droit d'attendre d'une édition critique. En effet, l'auteur s'est contenté de choisir un manuscrit de base (on ne s'étonnera pas que son choix se soit porté sur le chansonnier C, malgré les réserves qu'appelle l'«excellence» de ce manuscrit), qu'il ne corrige que dans les cas extrêmes, soit parce que le mètre l'exige, soit parce que la leçon qu'il offre manifeste par trop d'indépendance par rapport au reste de la tradition. Quant à l'apparat critique, il contient *toutes* les variantes[5] de tous les autres manuscrits (y compris ceux du *Breviari d'Amor* pour les citations), sans distinction aucune entre les leçons caractéristiques ou non[6]. Cette performance, qui a pu être réalisée grâce à la petitesse du corpus de Peire Rogier, est malheureusement inutile, voire encombrante, puisque les variantes indispensables à une lecture intelligente du texte proposé comme hypothèse de travail, sont noyées dans un apparat touffu et peu engageant.

D'autre part, on peut regretter que M. Nicholson n'ait pas jugé bon d'accompagner son édition d'une traduction, qui nous eût éclairés non pas tant sur le texte provençal que sur la manière dont l'éditeur l'a compris, les notes et le glossaire ne nous renseignant qu'imparfaitement à ce sujet.

Certains aspects de la présentation graphique adoptée par M. Nicholson appellent des remarques. Tout d'abord, l'auteur ne distingue pas toujours à bon escient *u/v* et *i/j*. Ainsi, il écrit *vivre* (pour *viure*) II, 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 66, 69, *vivray* (pour *viuray*) V, 40, *vivras* (pour *viuras*) IV, 32, *vivra* (pour *viura*) I, 52, *viv* (pour *viu*) III, 45; IV, 43; VIIIa, 31 et *mov* (pour *mou*[7]) V, 28. De même, il eût été préférable d'écrire *ja*[7] (au lieu de *ia* III, 32, 39, 60; IV, 7, 20, 35; V, 16; VI, 41; VII, 7, 18; VIIIa, 12, 37), *manjar*[7] (au lieu de *maniar* VII, 2; VIII, 22) et *vejaire*[7] (au lieu de *veiaire* VIII, 47), puisque l'on trouve *Ja* VII, 37, *ja* VIIIa, 41, *joy*, *joc*, etc. D'autre part, *e·l* peut fonctionner aussi bien pour «en le» *Vida*, 10, 12; II, 22; V, 27 que pour «et le»[8], alors que le point en haut a été parfois omis[9] dans le cas d'enclitiques: *e ill* (pour *e·ill*) *Vida*, 4, *no y* (pour *no·y*) V, 17, *veno il* (pour *veno·il*) VIIIa, 21, *Era il* (pour *Era·il*) VIIIa, 36. En revanche, l'usage du trait d'union dans *em-patz* I, 6 et *em-breu* V, 45 est tout à fait superflu. Enfin, un curieux flottement règne dans l'emploi des majuscules: pourquoi écrire *dreit-n'avetz* VI, 60 en face de *Tort-n'avetz* VI, 57, ou encore *Peire rotgier* VIIIa, 1, 29?

Dans la pièce I, il faut substituer une virgule au point-virgule du vers 4 qui vient couper les temporelles coordonnées de la principale annoncée par *doncx*. D'autre part, les formes *trays* (v. 11) et *sostrays* (v. 25), qui sont considérées au glossaire comme des ind. prés. 3sg., ne peuvent être morphologiquement que des parfaits analogiques de TRAXI.

Dans la liste des manuscrits qui nous ont transmis la chanson III, M. Nicholson isole abusivement le chansonnier I, en indiquant que ce dernier attribue la pièce à Bernart de

[4] De même, on corrigera la référence à l'édition diplomatique de BERTONI à la bibliographie, p. 165.

[5] Même celles qui pourraient se cacher sous des abréviations (ainsi I, 17: qenqeron A, qenq̄ron B, q̄nqeron ω, quenq̄ron D)! Il faut souligner ici l'exactitude avec laquelle les manuscrits ont été transcrits.

[6] C'est ce qui explique, en partie, les maigres résultats auxquels l'auteur parvient dans la classification des manuscrits qui précède l'édition de chaque pièce. Notons qu'aucune tentative d'établissement d'un stemma n'a été faite.

[7] Cette graphie correcte apparaît cependant au glossaire.

[8] Inversement, *el* représente «et le» en VI, 40. De plus, il est curieux de constater que *el* est donné au glossaire comme la forme du cas-sujet de l'article défini masc. sg.

[9] A moins qu'il ne s'agisse de simples fautes d'impression.

Ventadour. Certes, le rubricateur s'est trompé au fol. 13r en inscrivant *Bernartz de uentedorn*, mais il faut remarquer que cette attribution a été tracée par le correcteur, qui a inscrit *Peire rogiers* dans la marge.

Pour ce qui est des manuscrits de la pièce VI, l'auteur n'a pas vu que la chanson se trouvait également dans le chansonnier de Bernart Amoros, mais que Jacques Teissier ne l'a pas recopiée[10]. Il nous reste cependant l'incipit: *Ges non puesc em bon uer faillir / nulhora*, dont l'ordre des mots apparente le chansonnier a aux groupes CST-Rc.

Dans la pièce VIIIa, au vers 35, M. Nicholson adopte la leçon du chansonnier A *(mi nogues)* et admet l'interprétation de M. Pattison. Or, c'est la leçon de IKU *(m'enoges)* qui a plus de chances d'être la bonne, car il faut une rime en *-es* avec un *e* ouvert et non fermé! De plus, les vers 37–38 sont présentés dans une syntaxe qui n'a rien de naturel: *mas ia fo q'er'autres sos sens / c'aitals, e ssos entendemens.* Il vaut mieux, croyons-nous, faire deux propositions et comprendre: *c'aitals es sos entendemens*, d'autant plus que le redoublement de *s-* n'est pas propre au copiste du chansonnier A, choisi comme manuscrit de base.

Si le glossaire nous offre le luxe d'être exhaustif, la bibliographie, quant à elle, présente quelques imprécisions. On s'étonne d'y voir figurer la 2e édition (1902) de la *Provenzalische Chrestomathie* d'Appel, et non la 6e (1930). De même, l'auteur semble ignorer la 2e édition (1973) des *Biographies des troubadours* de Boutière-Schutz. Pour le *Dictionnaire géographique et administratif de la France*, il eût fallu préciser que la référence ne concernait que le tome VI (l'ensemble comptant 7 volumes). D'autre part, la date de 1961 du *Petit dictionnaire* de Levy n'est que celle de la 3e reproduction anastatique de l'édition originale (1909), alors que pour le *Lexique roman*[11] de Raynouard, le premier tome du dictionnaire (qui est le deuxième volume de l'ouvrage) date de 1836 et non de 1838.

En résumé, l'édition de M. Nicholson laisse l'impression d'un travail soigné dans l'ensemble, mais dont l'exhaustivité de l'apparat et du glossaire ne suffit pas à compenser les déficiences de la partie critique. Il reste à espérer que l'édition préparée par M. Edoardo Esposito[12] comblera cette lacune.

*François Zufferey*

★

WERNER ZILTENER, *Repertorium der Gleichnisse und bildhaften Vergleiche der okzitanischen und französischen Versliteratur des Mittelalters, Heft 1: Literaturverzeichnisse, Natur – Erster Teil (Unbelebte Natur)*, (Francke) Bern 1972, XVIII + 94 p. Inhaltsverzeichnis auf den Umschlagseiten. Format A4.

Ein Metaphorik-Wörterbuch der galloromanischen Versliteraturen im Mittelalter war schon lange ein Desideratum der Wissenschaft. In seinem ersten Faszikel bietet Ziltener zuerst ein (knappes) Vorwort, dann ein Literaturverzeichnis und eine erste Tranche seines Repertoriums.

[10] GIULIO BERTONI, *Il canzoniere provenzale di Bernart Amoros (Sezione riccardiana)*, Fribourg 1911, p. 20 [n. 97]. Notons que dans le manuscrit original, la pièce se trouvait très précisément au fol. 152v, puisque la table des auteurs (qui considère comme unité de référence non le recto et le verso d'un même feuillet, mais l'ensemble constitué par le recto d'un feuillet et le verso de celui qui le précède immédiatement) indique que les œuvres de Peire Rogier commençaient au fol. 153, alors que Jacques Teissier (qui avait la même conception que nous du folio) situe la pièce au fol. 152. La correction de Bertoni («ma si legga 153») est tout à fait inutile.

[11] On corrigera la faute d'impression: *romane*.

[12] Voir son compte rendu de l'édition Nicholson dans *Medioevo romanzo 4* (1977), 140–144.

Jeder Artikel vereinigt Belege mit übereinstimmendem Vergleichsbild. Erstmals wird das Hallig-von Wartburgsche Begriffssystem, das ja ursprünglich nur für die Lexikographie gedacht war, auf die Metaphorik – und zwar mit wenigen Veränderungen zur Anpassung an das neue Objekt – angewandt.

Als Mitarbeiter am okzitanischen und gaskognischen Wörterbuch von Kurt Baldinger, nach dem Hallig-von Wartburgschen Begriffssystem in Heidelberg, und als langjähriger Leiter des 'Singer-Thesaurus der europäischen Sprichwörter', in Bern, hat Ziltener die Gelegenheit wahrgenommen, sich mit dem umfangreichen Material und der Problematik dieser Unternehmen auseinanderzusetzen und seinen eigenen 'Thesaurus' aufzubauen (mit mehr als 10000 Belegen!). Dieses Repertorium wird sinnvoll ergänzt durch den dritten, motivgeschichtlichen Teil seiner Habilitationsschrift *Studien zur bildungsgeschichtlichen Eigenart der höfischen Dichtung* (ebenfalls Francke, Bern, im gleichen Jahr 1972). Ein großer Vorteil ist Zilteners Akribie. Das Werk ist für die gesamte europäische Literatur von Bedeutung.

Es ist wahrscheinlich eines der letzten Werke dieses Umfangs, das von einem einzelnen Forscher im Nebenamt aufgebaut werden konnte, dazu ohne die Möglichkeit der Benutzung einer Datenverarbeitungsanlage, und praktisch ohne Zuschüsse von Forschungsgemeinschaften oder Stiftungen.

Doch hat die Schrift einige Nachteile. Im Titel und im Quellenverzeichnis spricht Ziltener immer zuerst von der okzitanischen, dann von der französischen Literatur. Das ist die übliche, logische Anordnung, und zwar sowohl vom sprachlichen wie vom literarhistorischen Gesichtspunkt: die meisten okzitanischen Belege stammen aus Werken, die vor 1220 entstanden sind, während die französischen aus der Zeit bis 1500 stammen. Im 'Repertorium' selbst kommt aber immer zuerst das Französische, dann, sozusagen als kleineres Anhängsel, das Okzitanische, und zwar in jedem Vergleichsbildabschnitt – wobei die Belege innerhalb eines frz. oder okzit. Unterabschnitts 'chronologisch' geordnet sind bzw. sein sollten.

Es soll sich um ein 'Repertorium' handeln, also um ein möglichst umfassendes Verzeichnis. Also müßten alle relevanten Werke des 14. und 15. Jahrhunderts berücksichtigt sein, denn der Titel besagt ausdrücklich, daß es sich um 'das Mittelalter' handelt. Nun erwähnt Ziltener auf p. Ib, daß «einzelne» Werke der Zeit zwischen 1300 und 1500 berücksichtigt wurden. Wir vernehmen nichts über die Gesichtspunkte, nach welchen diese «einzelnen» Texte ausgewählt wurden. Ziltener interessiert sich in erster Linie für das Dreigestirn Troubadourdichtung, Mittellatein, nordfranz. Achtsilblerdichtung und Lyrik. Für die *chanson de geste* und andere Gattungen hat er nicht sehr viel übrig. Vergleicht man die Quellen seiner Belege mit denjenigen von Ernest Langlois' *Table des noms propres de toute nature comprise dans les chansons de geste imprimées*, (Paris 1904, p. IX–XVI), und berücksichtigt man dazu die seit 1902 veröffentlichten nord- und südfranzösischen Heldenepen, so entdeckt man, daß sehr wenige Belege aus diesen Quellen angeführt werden – obwohl die Vergleichsmetaphorik in der *chanson de geste* keineswegs fehlt. Während die französischen Quellen im Verzeichnis 9½ Seiten einnehmen, beanspruchen die Okzitanischen nur 2 Seiten. Man müßte sich fragen, ob die altfranzösische Literatur tatsächlich fünfmal umfangreicher als die altokzitanische ist. Wäre es nicht nützlicher gewesen, alle benützten Quellen in der Bibliographie zu erwähnen, und die erschöpfend bearbeiteten Werke bzw. Ausgaben z.B. mit einem Sternchen zu bezeichnen, statt einer Liste der wichtigeren Schwerpunkte?

Im Abschnitt 3 der p. IIb lesen wir von einer «Übersicht über die begriffliche Anordnung aller Artikel» am Schluß des Werkes: soll am Ende des Werkes der Druck aller Gliederungen sämtlicher Artikel vorgenommen werden? Das wäre doch überflüssig. Eine Darstellung der Gliederung aller Stichwörter wäre es ebenfalls, da ja ein alphabetisches Stichwortverzeichnis in französischer und deutscher Sprache angekündigt wird. Was heißt «Verzeichnis der Grund- und Sachbereiche der einzelnen Vergleiche»? Weshalb soll das Stellenverzeichnis sich nur auf

die «vollständig exzerpierten Autoren und Werke» beziehen? Im zweiten Abschnitt des Vorworts braucht Ziltener den Ausdruck «Grundbereich», der nicht klar ist; gemeint ist *der thematische Bereich des ersten Vergleichgliedes.*

Zu p. Ib: der Unterschied zwischen «Allgemeinbegriff» und «Wort» sollte erläutert werden. Statt «Leitbemerkung» und «Ordnungsprinzip» könnte Ziltener im 2. Faszikel ganz einfach «Stichwörter» und «Gliederung» sagen: das stetige Aufbauschen der Sätze und Wörter ist hier überflüssig. p. IIa, Ende: die Abkürzung *B* (Belege) am Ende jedes Artikels hätte durch eine andere Abkürzung ersetzt werden sollen. Denn alle Zitate von Zilteners *Repertorium* sind schließlich Belege. Ich würde vorschlagen: *wB* = weitere Belege.

Zu p. III: die chronologische Anordnung der Belege bedeutet noch keine metaphorische Tradition, da die einzelnen Autoren z. B. verschieden stark auf die Antike oder auf hochmittelalterliche Vorbilder zurückgreifen. Man hätte gerne Definitionen gelesen von folgenden Ausdrücken: «Vergleich, bildhaftem Vergleich und Gleichnis», von «Bildfeld», «Weltverarbeitung», «Bewegungsart des Sprachablaufs», «seine Anwendung». Bei dem letzten Ausdruck könnte man den Eindruck haben, daß für Ziltener die «poetische Struktur» eines Textes nur aus Syntax und Stil besteht. – Trotz dieser Mängel möchte ich hervorheben, daß das *Repertorium* einen umfassenden Einblick in die *bildhafte Perspektive* der Dichter bietet: der Vergleich dient sozusagen *als «Auslöser» der dichterischen Schöpfung.*

*

Zum Schluß möchte ich an einigen Beispielen zeigen, wie das Verzeichnis auch im Falle von den vielen nichtberücksichtigten 'chanson de geste' wie die *Chanson d'Otinel* sehr nützlich sein kann, sowie für Werke außerhalb der Galloromania. Ich habe mich früher öfters gefragt, wie der Dichter des *Cid* dazu gekommen ist, den Vergleich 'blanco como el sol', 'weiß wie die Sonne' zu gebrauchen. Für uns sieht die Sonne traditionell eher gelb als weiß aus. Nun finden wir in Nr. 130 des *Repertoriums*, daß Philippe de Rémi, sire de Beaumanoir, in seinem Roman *Jehan de Dammartin et Blonde d'Oxford*, v. 319 einen ähnlichen Ausdruck benutzt: «et est *(li mentons)* plus blans Que li solaus en esté tans». In einer Anmerkung zu *blans* heißt es «Scheint sich auf den Glanz zu beziehen, cf. Nr. 1048». Dieses Beispiel lautet: «Ains sont *(mentons et gorge)* comme cristal luisans», wozu ich noch das folgende Beispiel (Nr. 1049) erwähnen möchte: «Ele a le front aussi cler comme cristal». Das erstere stammt ebenfalls von Philippe de Rémi, *Manekine* 1608, das letztere von *lai am. 11.* Die Abkürzung *lai am.* findet sich aber nicht im Verzeichnis auf p. XV; es handelt sich wohl um das *Lai amoureux.* Dazu fügt Ziltener noch Hinweise auf sieben weitere Belege. Das Kinn, der Hals oder die Stirne des Mädchens *leuchten* wie Kristall. In diesem Sinne *leuchtet* das Kinn der Blonde d'Oxford *wie die Sonne.* Möglicherweise wäre dies in der spanischen Dichtung und insbesondere beim *Cid* auch der Fall. Das *Repertorium* kann also ebenfalls für Literaturen außerhalb der Galloromania nützlich sein. Der Vergleich mit dem Kristall ist aber sonstwie von Interesse, insbesondere auch in 'chansons de geste', die nicht miteinbezogen wurden.

In den französischen Handschriften der *Chanson d'Otinel* v. 308 wird der Sattel Rolands nicht beschrieben. In der altnordischen Fassung heißt es nach Aebischer: «Sa selle était faite de pierre qu'on appelle ‹cristallus›, et elle était toute incrustée d'or et d'argent», nach Constance B. Hieatt im Band III, p. 123 ihrer *Karlamagnus Saga* Übersetzung (Toronto, 1980): «His saddle was made of the stone which is called crystal, all decorated with gold and silver». In der ebenfalls nichtfranzösischen, d. h. nichtgekürzten Fassung des walisischen *Otuels* heißt es in meiner Übersetzung «Sa selle était *de cristal;* les clous étaient argentés» – nach

dem Roten Buch von Hergest[1]. Nun können wir uns aber keinen Sattel aus Kristall vorstellen.

Eine Lösung bietet Zilteners Nr. 555 (auch unter Nr. 1060 erwähnt): in dem mit dem *Otinel* verwandten *Aspremont*, Hs. W, v. 2689s, finden wir folgenden Vergleich:

Amener fait Balans son bon ceval
Qui plus est blans que soit nois ne cristal

Nach meiner Ausgabe aus dem Jahr 1980

Dunc fist Balan demander un cheval
*Est plus blancs ke neif ne cristal*[2]

Es muß sich also bei Rolands Sattel im *Otinel* um einen *Sattel aus «leuchtendem» Weißleder* handeln.

*

Man kann sich fragen, wie der Text der französischen Vorlage des nordischen Otinelübersetzers ausgesehen hat, als er Otinels Fahne «blanche comme la neige nouvellement neigée»[3], oder «as white as newfallen snow» nach Hieatt (III, 125) genannt hat. In der Nr. 406 des *Repertoriums* finden wir den Vergleich «plus blanche que neif negiee» aus Beneoit de Sainte-Maures *Roman de Troie*, mit fast einem Dutzend anderen Belegen, was zeigt, daß das Bild geläufig war. Öfters wird angedeutet, daß der Schnee «auf dem Zweig», in einem okzitanischen Beleg «nach Februar gefallen» ist, damit er als Symbol für blendendweiße Farbe dienen kann. In der walisischen Handschrift Peniarth 5 wird aber Otinels Fahne mit einer *Lilie* verglichen, im Roten Buch von Hergest sogar mit einer *Seerose*. Vielleicht wurde ursprünglich die weiße Fahne Otinels mit Lilie und frischem Schnee verglichen, wie z. B. in V. 5277 des *Brun de la Montaigne* (Ziltener Nr. 416): «Plus esteit bele e bloie e blanche Que *flor de lis* ne *neif sor branche*». In der Bearbeitung von Hergest wäre dann die Lilie mit der besser in der walisischen Lyrik beheimateten Seerose ersetzt worden. Zilteners Fundgrube kann also auch den Hispanisten, Nordisten und Keltisten sowie Forschern aus andern Bereichen dienen.

Die Bilder und Vergleiche sind sozusagen die «Augen» der Welt. Sind sie nicht «Auslöser» eines schöpferischen Nachdichtens?

*André de Mandach*

★

MAIBRIT WESTRIN, *Etude sur la concurrence de 'davantage' avec 'plus' dans la période allant de 1200 à la Révolution. Comparaison avec l'usage actuel*, Lund 1973, 133 p. *(Etudes Romanes de Lund 21)*

Die Verfasserin hat sich das Ziel gesetzt, das Verhältnis von quantitativ verwendetem *davantage*, *plus* und *de plus* auf der Basis eines Korpus, das den Zeitraum von 1200 bis zur Revolu-

[1] ANDRÉ DE MANDACH, *Naissance et développement de la chanson de geste en Europe: I, Geste de Charlemagne et de Roland*, Genève 1961, p. 352 § B1. 28–29 (altnord. Text); p. 353 § B2. 28–26 (franz.Text); p. 358 § B3. 28–29 (walisischer Text).

[2] *Op. cit.*, IV, *Chanson d'Aspremont, Manuscrit de Venise VI et textes anglo-normands inédits...*, *B.-C. La Guerre Contre Agoland* (v. 2162–6107), Genève 1980 v. 3195s.

[3] *Op. cit.*, I, *Geste de Charlemagne et de Roland*, p. 350 § A1.16 (nord.); p. 350 § A.2, Lücke zwischen 12 und 18 (franz.); p. 356 § A3.16 (walisisch).

tion repräsentieren soll, zu analysieren. Nach einer allgemeinen Einleitung in die Problematik (p. 7–17), in der die Verwendung von Termini wie *phrase*, *proposition*, Ellipse, Adverb, *conjonction* und *échantil* (= an *plus*, *davantage* bzw. *de plus* durch *que/de* anschließbarer Vergleichsterm; Terminologie in Anlehnung an Damourette-Pichon) klargestellt wird, setzt sich die Verfasserin mit der Entstehung von *davantage* als feste Wendung mit komparativem Wert auseinander (p. 18–25), wobei sie zum Ergebnis kommt, daß diese Verwendungsart wohl erstmals im 15. Jahrhundert genutzt wurde. Das dritte Kapitel (p. 26–123) enthält den Schwerpunkt der Arbeit, nämlich die Darstellung der konkurrierenden Einheiten *davantage*, *plus* und *de plus*. Abgeschlossen wird das Ganze durch einen Anhang mit einer quantitativ-statistischen Analyse der Verteilung von *plus* und *davantage* auf die Prosa- bzw. Verstexte in Racines Gesamtwerk (p. 124–27), dem die Bibliographie folgt (p. 128–33).

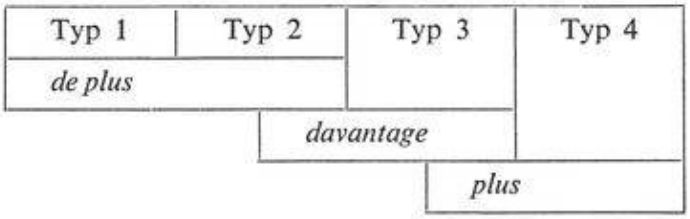
Die Auswertungen erfolgen, wie der Titel schon sagt, auf der Basis eines Korpus, das Texte des 13. bis 18. Jahrhunderts berücksichtigt. Allerdings läßt sich der Vorwurf einer gewissen Unausgewogenheit des Korpus in den einzelnen Jahrhunderten kaum vermeiden: so sind das 13., 14. und 15. Jahrhundert mit Conon de Bethune, Jehan Bodel, Huon le Roi; Froissart; Chartier, Commynes und Molinet gegenüber den folgenden Jahrhunderten deutlich unterrepräsentiert; doch erweist sich dies letztendlich als nicht sehr gravierend, da die Verfasserin auf explizit statistische Aussagen über die Entwicklung des einen oder des anderen Terms im Laufe der Jahrhunderte verzichtet. – Die Korpusauswertung selbst ist mit sehr viel Sorgfalt und Geschick durchgeführt, ausgehend von einer Klassifikation der Okkurrenzen in vier Typen je nachdem, welche Satzposition (Verf. spricht in der Regel von Wortklassen) durch *plus*, *de plus* bzw. *davantage* determiniert wird:

- Typ 1 a) *Il a deux ans davantage/plus/de plus.*
  b) *Il ne dit rien davantage/plus/de plus.*
  (*davantage* etc. ist Ergänzung eines Nomens bzw. Pronomens)
- Typ 2 *Davantage/plus/de plus le roi donna au prince six mille écus.*
  (*davantage* etc. ist Satzadverb)
- Typ 3 *Il travaille davantage/plus.*
  (*davantage* etc. determiniert das Verb)
- Typ 4 a) *Il est davantage/plus heureux.*
  b) *S'il est heureux, son frère l'est davantage/plus.*
  (*davantage* etc. determiniert ein Adjektiv bzw. eine Proform, die für ein Adjektiv steht, wobei die Verfasserin das Problem anspricht, daß *le* auf den gesamten Nexus aus Kopula und Adjektiv beziehbar sein kann [p. 119]).

Gegen diese Klassifikation läßt sich kaum etwas einwenden, und wie die Ergebnisse zeigen, ist sie der Problemstellung durchaus angemessen.

In einer sorgfältigen und zuverlässigen Analyse werden die einzelnen Typen nun in bezug auf die Verwendbarkeit von *davantage*, *plus* und *de plus* untersucht. Kriterien sind dabei zum einen das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein eines *échantil* und zum anderen die Stellungsmöglichkeiten von *davantage*, *plus* und *de plus* hinsichtlich des Verbs und hinsichtlich der Satzanfangs- bzw. -endposition. Allgemein scheint *davantage* in der Stellung im Satz größere Freiheiten zu genießen als seine Konkurrenten *plus* und *de plus*. – Bis ins 15. Jahrhundert ist *plus* die einzige Ausdrucksmöglichkeit für die Typen 1, 2 und 4, bei Typ 3 wird es seit dem 13. Jahrhundert von *de plus* konkurrenziert. Erst seit dem Aufkommen von *davantage* mit rein quantitativ-komparativem Wert im 15. Jahrhundert kommt es zu einem wohl eher als Koexistenz, und nicht wie die Verfasserin meint, Konkurrenz zwischen alter (*plus/de plus*) und neuer Ausdrucksform zu bezeichnendem Verhältnis. Doch lassen sich

schon früh Schwerpunkte in der Verwendung feststellen, die sich v.a. in der Benutzung vor durch *que* eingeleitetem Komparativsatz (*échantil*) manifestieren: *plus* erscheint allgemein häufiger vor *échantil* als *davantage*, und dieses häufiger als *de plus*, doch sind diese hier nicht ganz ausgeschlossen (ausgenommen Typ 4b; bei Typ 2 – Satzadverb – fehlt ein *échantil* notgedrungen immer). Das Nebeneinander von *davantage*, *plus* und *de plus* bei Typ 1 und 2 und von *davantage* und *plus* bei allen 4 Typen löst sich im Laufe der Zeit jedoch immer mehr zugunsten der Dominanz von jeweils nur einer Form auf. Bestehen weiterhin mehrere Möglichkeiten, so ist nur eine neutral, wohingegen die andere einen starken konnotativen Wert hat: in der modernen Sprache übernimmt für Typ 1 und 2 *de plus* den gesamten Bereich (bei Typ 2 kann *davantage* als diaphasische Variante gelegentlich noch eingesetzt werden); für Typ 3 tritt in der Regel *plus* ein, allerdings ist am absoluten Satzausgang – jedoch nur da – *davantage* möglich und für Typ 4 bleibt nur *plus* übrig, so daß ich das Verhältnis zwischen den drei Formen heute folgendermaßen darstellen könnte:




Einzig zwischen *plus* und *de plus* verläuft eine klare Trennungslinie. *Davantage* erfüllt quasi eine intermediäre Funktion und wird häufig zur Umgehung der in *plus* angelegten Doppeldeutigkeit (+/– Negation) genutzt. Die Erklärung der Verfasserin bezüglich der Beschränkung von *davantage* auf die Position nach dem Verb und auf das Satzende scheint mir zutreffend zu sein: die Steigerungspartikel für die Komparation bei Substantiven (Typ 1) und Adjektiven (Typ 4) erscheinen in der linearen Kette ausschließlich *vor* der entsprechenden Einheit. Die Beschränkung von *davantage* auf die Position am Satzende scheint die Nichtmehr-Verwendbarkeit in den bisherigen Nutzungsbereichen zu fördern. Und – dies übersieht die Verfasserin – dies wird durch die Reliktsituation des *davantage* bei Typ 2 nur verstärkt: hier kann *davantage* weiter verwendet werden, weil es unabhängig von einem Substantiv bzw. Adjektiv seine komparativ-quantitative Funktion ausübt.

Die heutige Situation im Verhältnis von *plus quantitatif* und *davantage* schreibt die Verfasserin dem Einfluß der normativen Grammatiker des 18. Jahrhunderts zu: hätten diese nicht reglementierend eingegriffen, hätte wohl nichts den Triumphzug des *davantage* in der Übernahme des gesamten quantitativen Bereichs aufhalten können, und *plus* wäre wohl schließlich auf den temporalen Bereich beschränkt worden...

Dieses Fazit, das den Ausblick über die gesteckte Grenze 'Revolution' bietet, läßt jedoch die Frage nach der Berechtigung der Eingrenzung der Arbeit auf den Zeitraum 1200 bis Revolution aufkommen: weder die Korpusinterpretation noch die abschließende Tabelle bezüglich der Einsetzbarkeit der drei konkurrierenden Formen bei den vier Typen (p. 120) machen diese Abgrenzung dringlich: das Jahr 1200 scheint mir letztendlich genauso willkürlich wie das Jahr 1789. *Davantage* tritt für Typ 1, 2 und 3 erstmals im 15. Jahrhundert auf (frühestens ab diesem Zeitpunkt kann man also von einer Konkurrenzsituation zwischen *davantage* und *plus* sprechen) und für Typ 4 Mitte des 16. Jahrhunderts und ist für Typ 1 laut Verfasserin nach 1731 nicht mehr nachweisbar, wohingegen für die anderen Typen kein Nutzungsende angeführt ist (die Revolution hier also keinen Einschnitt bedeutet). *Plus* wird von der Verfasserin bei Typ 1 erstmals für 1200 belegt, bei Typ 2 im 13., bei Typ 3 Ende des 10. und bei Typ 4 Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Nutzung für Typ 1 verschwindet hier in der

1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, für Typ 2 1668 für Typ 3 und 4 besteht sie weiter (also auch hier keine Notwendigkeit der Eingrenzung 1200 bis Revolution). Und *de plus* schließlich taucht für Typ 1 in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts und für Typ 2 im 13. Jahrhundert auf und besteht hier auch heute noch weiter. Mir scheint für die diversen heutigen Anwendungsbereiche von *davantage*, *plus* und *de plus* weniger das politische Faktum der Revolution als vielmehr der normierende Einfluß der Grammatiker ausschlaggebend – was der Verfasserin ja auch nicht ganz entgangen ist (s.o.). Allerdings – und das rechtfertigt zumindest tendentiell das Ende des ausgegrenzten Zeitraumes: mit dem 18. Jahrhundert dürfte die Epoche der weitgehenden (nicht der absoluten) synonymen Verwendbarkeit der drei Einheiten endgültig abgeschlossen sein – doch hätte man dann als Epochenabgrenzung weniger ein politisch-sozial determiniertes Faktum wählen sollen. Ein neutrales 1800 z.B. wäre dem Zweck dienlicher gewesen (cf. auch das Ansetzen von 1200 für den Beginn des betrachteten Zeitraums).

Verdienstvoll scheint mir das Auffinden neuer Erstbelege für einzelne Verwendungsweisen von *davantage* und *plus:* So ist *plus quantitatif* für Typ 1 bereits 1200 anzutreffen und nicht erst wie im *FEW* verzeichnet 1538 usw.

Gesamthaft gesehen stellt diese Arbeit einen wertvollen Beitrag für die Erforschung des Verhältnisses von *davantage*, *plus* und *de plus* dar, wenn man sich gelegentlich auch eine etwas übersichtlichere Darstellung des Oppositionsverhältnisses zwischen den einzelnen Formen und Anwendungsbereichen in diversen Synchronien gewünscht hätte und wenn es sich die Verfasserin bezüglich der modernfranzösischen Verhältnisse in der Beschränkung ihrer Darstellung auf (normative) Grammatiken etwas zu einfach macht. Doch hat sie in der Einleitung ihrer Studie versprochen (p. 8), die heutigen Verhältnisse anhand der Materialien des *Trésor de la langue française* einer ähnlich ausführlichen Untersuchung wie der vorliegenden zu unterziehen. Es darf mit Spannung erwartet werden, ob sich die Thesen der Verfasserin und die Präskriptionen der Grammatiken durch den tatsächlichen Gebrauch bestätigt sehen werden.

*Edeltraud Werner*

★

ROGER LATHUILLÈRE, *La Préciosité*. Etude historique et linguistique, Tome I: Position du problème – Les origines, Genève (Droz) 1966, 686 p. *(PRF 87)*.

Wenn diese Besprechung erst 14 Jahre nach dem Erscheinen des Werkes geschrieben wird, so ist dies nicht die Schuld des jetzt unterzeichnenden Rezensenten: eine Reihe von Ereignissen und widrigen Umständen, die er nicht zu verantworten hat, haben zu einer Anhäufung von Verzögerungen geführt, die fast einen Verzicht auf eine Anzeige nahelegen könnten. Ich meine allerdings, daß ein derart monumentales Werk auch noch zu diesem späten Zeitpunkt einige Zeilen verdient, zumal bis heute immer noch nur die Hälfte dieser echt französischem Gigantismus verpflichteten Thèse vorliegt: der zweite, bereits 1966 angekündigte Band fehlt immer noch! Es wäre zwar angemessener gewesen, das Werk als Ganzes zu besprechen – aber ein weiteres Zuwarten läßt sich jetzt wirklich nicht mehr verantworten. So müssen wir uns denn darauf beschränken, die rund 700 Seiten ausmachenden ersten beiden Teile der Arbeit (I: *Position du problème*, p. 13–258; II: *Origines du mouvement précieux*, p. 259–681) vorzustellen. Band 2 sollte eine *Histoire de la préciosité proprement dite* und eine Untersuchung der *Langue de la préciosité* enthalten: es fehlt also gerade der Teil, der den Sprachwissenschafter ganz besonders interessieren würde! Nicht weniger ärgerlich ist, daß beim gegenwärtigen Publikationsstand auch keine Bibliographie und keine Indizes vorliegen, was es fast

unmöglich macht, diese Untersuchung als Arbeitsinstrument zu benutzen – ein wirklich bedauerlicher Umstand bei einer derart gewaltigen Untersuchung (sowohl was den Umfang als auch das verarbeitete Material angeht). Allerdings müssen hier auch gleich zwei erste kritische Anmerkungen gemacht werden. Die erste geht an die Adresse des Verlages: Bei allem Gigantismus hätte es sich leicht vermeiden lassen, einen Band von über 6 cm Rückenbreite (bei Broschur!) auf den Markt zu bringen, wenn man nicht gerade das stärkste der zur Verfügung stehenden Papiere gewählt hätte. Den zweiten Punkt hat der Autor zu verantworten: Seine Stoffbeherrschung ist zwar beeindruckend, die Fülle der verarbeiteten und präsentierten Texte gewaltig; im Vergleich zu den erzielten Resultaten[1] wirkt das Ganze jedoch reichlich überdimensioniert.

Der Anstoß zur Neubearbeitung dieses schon oft behandelten, aber noch nie einer befriedigenden Lösung zugeführten Themas kam von Frédéric Deloffre; betreut wurde die Arbeit von Gérald Antoine. Ursprünglich sollte nur die Sprache der Preziösen im 17. Jahrhundert untersucht werden, doch ließ sich der Verfasser dann (leider) immer mehr auf eine Behandlung des gesamten Phänomens des Preziösentums ein, so daß der anfänglich ins Auge gefaßte Arbeitsbereich heute nur noch einen von vier Hauptteilen ausmacht!

In Teil I *(Position du problème)* legt der Verfasser zuerst einmal dar, daß die bisherigen Untersuchungen v.a. an einer unzureichenden Definition des Problems gescheitert seien. Für ihn kann nur der Zeitraum 1650–60 in Frankreich im eigentlichen Sinne *preziös* genannt werden: einzig der Kreis um Mlle de Scudéry und den Abbé de Pure würde diese Bezeichnung verdienen. Damit stellt sich Lathuillère ausdrücklich in Gegensatz zu René Bray, für den es Preziosität in allen Jahrhunderten der französischen Literatur gab[2]; er bestreitet, daß es sich bei dieser Erscheinung um das «profil d'une esthétique» handle: die Preziosität wäre ein historisches Phänomen, und da «l'histoire ne se répète pas» könnte sie nichts anderes als zeitgebunden-einmaligen Charakter haben[3]. Aus diesem Grunde kommt für Lathuillère für seine Arbeit überhaupt auch nur die Anwendung der «historischen Methode» (im französischen Sinne) in Frage. Nun bin ich allerdings der Meinung, daß man bei der Art und Weise, wie der Verfasser das Problem angeht, endlos darüber streiten kann, wer nun eigentlich recht hat – er oder Bray: das Problem ist schlecht gestellt. Ob man sich für den einen oder anderen Ansatz entscheidet, hängt einzig und allein vom gewählten bzw. anvisiertenn Abstraktionsgrad ab! Es wäre endlich einmal an der Zeit, wenn auch gewisse Literaturhistoriker und -wissenschaftler Karl Bühlers Prinzip der «abstraktiven Relevanz» zur Kenntnis nehmen und auf ihre eigene Disziplin anwenden würden[4]; auch eine Transposition von Coserius Abstraktionshierarchie *Rede – Norm – System – Typus* könnte sich als durchaus nützlich erweisen[5]! – Eher zustimmen würde ich Lathuillère, wenn er darauf hinweist, daß die Preziosität nicht nur ein poetisch-literarisches Phänomen sei, sondern vielmehr eminent sozialen Charakter habe: sie ist auf das Engste mit den Salons, der Rolle der Frau in der Gesellschaft, mit gewissen sprachlichen Phänomenen usw. verbunden; da aus der Konvergenz der verschiedensten Elemente resultierend, würde sie ein Studium der Milieus im allgemeinen erfordern[6]. Das einzige, was mir an dieser Darstellung nicht zutreffend zu sein scheint, ist die Tatsache, daß Lathuillère eine Art Gegensatz zwischen poetisch-literarischem Bereich

[1] Cf. hierzu auch unten.

[2] Cf. René Bray, *La préciosité et les précieux de Thibaut de Champagne à Giraudoux*, Paris 1948, p. 8 u. passim.

[3] Cf. v.a. Lathuillère, *Préciosité*, p. 13/14 und die dortige Auseinandersetzung mit Bray.

[4] Cf. Karl Bühler, *Sprachtheorie*, Stuttgart ²1965, p. 44 u. passim.

[5] Cf. z.B. E. Coseriu, *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes*, Tübingen ²1973, p. 37ss.; *Probleme der strukturellen Semantik*, Tübingen 1973, p. 41ss.

[6] Cf. Lathuillère, *Préciosité*, p. 14/15.

und sozialen Phänomenen zu konstruieren versucht. Sind denn Poesie und Literatur (ebenso wie z. B. die Sprache) nicht selbst essentiell soziale Phänomene, nicht einfach eine Komponente (unter anderen) des vielgestaltigen Faktorenbüschels, das das komplexe Phänomen (menschliche) Gesellschaft ausmacht?

Es schließt dann eine Diskussion der Begriffe *précieux/préciosité* unter ihren verschiedenen Aspekten an. Lathuillère zeichnet zuerst in einer wortgeschichtlichen Studie ihre semantische Ambiguität bzw. ihre Bedeutungsentwicklung nach. Dann wird unter dem Titel «Ambiguität der Zeugnisse» die Kritik am Preziösentum im 17. Jahrhundert diskutiert (Vorwürfe des Jargonesken, der Affektiertheit, der Liebesverweigerung), die Rivalität der verschiedenen Personen und Kreise dargestellt sowie die wichtigsten literarischen Werke, die die Erscheinung als solche thematisieren, vorgestellt (Abbé de Pure, *La Prétieuse;* Molière, *Les Précieuses ridicules;* Bandeau de Somaize, *Le Grand Dictionnaire des Prétieuses ...)*. Abschließend versucht der Verfasser zu zeigen, daß die Unterscheidung zwischen «echten» und «falschen» Preziösen am Kern des Problems vorbeigeht. All diese Fragen werden ausführlichst und mit einer überreichen Dokumentation zur Sprache gebracht. Der 1. Teil schließt dann mit einem Kapitel über die *Ambiguïté des rapports*: die Theorien von Bray, Brunot und Debu-Bridel über die Stellung der Preziösität, die Unterscheidung von *préciosité* und *préciosité ridicule*, die Relation von Preziosität und Barock sowie ihr Verhältnis zur Burlesken.

Als Ergebnis des ersten Teils seiner Studie hält Lathuillère fest (p. 258), daß das Preziösentum keinen einheitlichen Charakter habe, sondern vielmehr ein heterogenes Phänomen darstelle, das unter *all* seinen Aspekten untersucht werden müsse; es sei ohne jeden Zweifel weiter und breiter, als selbst die Zeitgenossen angenommen hätten, weshalb es unerläßlich sei, auch auf scheinbar weit entfernte Texte zurückzugreifen. Dem wird man allerdings die Frage entgegenhalten, was denn eigentlich *alle* Aspekte eines historischen Phänomens sind. Wem wird es schon je gelingen, sie in ihrer ganzen Komplexität zu erfassen, dieses sich endlos differenzierende Büschel in den Griff zu bekommen? Müssen wir uns nicht vielmehr damit begnügen, möglichst viele der entscheidenden Faktoren zu erfassen und ihnen ihren richtigen Stellenwert zuzuweisen, wohl wissend, daß uns gleichwohl immer eine Vielzahl von Elementen für die zwingende Erklärung des konkreten Einzelfalles fehlen wird? Lathuillères Forderung ist entweder utopisch, oder aber er unterstellt uneingestanden und unreflektiert eine Reihe von Vereinfachungs- und Abstraktionsmechanismen, die je nachdem mehr oder weniger weit vom konkreten historischen Einzelfall weg und zum wiederholbaren Muster oder Typus hinführen. Daran ändert auch der Hinweis nichts, das Preziösentum sei das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung und gerade deshalb außerordentlich vielfältig und oft widersprüchlich. Dies ist übrigens wohl nie von jemandem bezweifelt worden (auch von Bray nicht)!

Im 2. Teil über die Ursprünge des Preziösentums geht der Verfasser zuerst den möglichen ausländischen Einflüssen (England; Spanien, Italien) nach und kommt zum wohl richtigen Schluß, daß die Relevanz dieser Komponente gering zu veranschlagen sei. Zumindest können diese Erscheinungen nicht als die direkte Ursache des französischen Preziösentums angesehen werden, wenn auch gewisse Beziehungen aufgrund von Entlehnungen und Übersetzungen bestanden haben. Diese Faktoren stützen und verstärken nur in Frankreich selbst schon vorhandene Tendenzen und Prädispositionen[7]: die Hauptursachen für das Preziösentum sind somit innerfranzösischer Natur.

In einem nächsten Kapitel wird dann der «Stiftungsfunktion» gewisser literarischer Quellen nachgegangen. Die *Astrée* von Honoré d'Urfé enthält zwar bereits eine ganze Reihe

[7] Zu ganz ähnlichen Ergebnissen bin ich hinsichtlich der sogenannten syntaktischen Latinismen im Mittelfranzösischen gekommen; cf. P. Wunderli, *Die Teilaktualisierung (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970, p. 414, 497, 500, 516/17, 524/25, 633, 637.

von Elementen der preziösen Doktrin, doch muß gesamthaft gesehen ihr Einfluß als relativ gering veranschlagt werden: wegen des Hanges zum Archaismus (v.a. im Bereich der Syntax) und der oft übermäßigen Betonung des Konkreten und Pittoresken entfernt sie sich allzu stark von der Konzeption des *noble* bei Mlle de Scudéry. Diese Bewertung dürfte wohl hinsichtlich der Hauptvertreter um die Mitte des Jahrhunderts zutreffen – aber damit ist die Bedeutung der *Astrée* noch lange nicht endgültig minimalisiert. Ab 1607 erscheinend, wäre es durchaus möglich, daß sie mindestens zwei weitere Generationen von Vorläufern der Hauptbewegung beeinflußt und so eben doch indirekt eine wichtige Rolle gespielt hat.

Bedeutend mehr Gewicht mißt Lathuillère Balzac und Voiture bei. Balzac hätte v.a. als Meister der oratorischen Prosa Modellcharakter und seine von stilistischen Neuerungen wimmelnde Korrespondenz würde mit Vorliebe imitiert. Von ihm, besonders aber von Voiture würden die charakteristischen rhetorischen Verfahren der preziösen Literatur stammen: die häufige Substantivierung von Adjektiven, die Bevorzugung abstrakter Substantive, die Neigung, den Pl. anstelle des Sg. zu setzen, die Manie der *compléments de caractérisation*, die Anhäufung von Hyperbeln und Periphrasen, die Freude am komplexen Satz mit einem raffiniert kalkulierten Rhythmus, usw. Sieht man sich diese Liste einmal genauer an, so glaubt man sich fast mit gewissen «Strickmustern» der Pléiade konfrontiert. Überhaupt: wieso wird eigentlich der Frage eines Einflusses bzw. einer Vorläuferrolle dieser Bewegung nirgends nachgegangen? Vielleicht weil sie in den Schriften der Preziösen nicht erwähnt wird? Aber dies dürfte wohl kein hinreichender Grund sein!

Die Rolle von Claude de Maleville wird von Lathuillère wiederum gering eingeschätzt, zumal dieser auch irgendwie außerhalb der frz. Bewegung steht, ist er doch weniger von Balzac und Voiture als von Marino beeinflußt worden. Auch die Rolle von Sarasin darf nicht überbewertet werden, obwohl er von Pellisson und Mlle de Scudéry hoch gelobt wird. Besonders seine Syntax zeigt spezifisch preziöse Aspekte, während andere Komponenten derart unspezifisch sind, daß man seine Werke gesamthaft nur sehr bedingt als preziös bezeichnen kann. Immerhin verdanken ihm die Vertreter der Hauptgeneration die Ablehnung aller burlesken Elemente, gewisse Neuerungen wie die Mischung von Prosa und Vers in Dialog und Brief sowie gewisse Satzformen; er stellt letztlich eine Art Bindeglied zwischen Voiture und Mlle de Scudéry dar.

Sehr wichtig wird dagegen die Rolle von Corneille eingestuft, der v.a. in Werken wie *Oedipe*, *Andromède*, *La conquête de la Toison d'Or* usw. den Preziösen oft sehr nahe stehen würde (wenngleich gewisse Unterschiede immer bestehen bleiben). Ihm würden die Preziösen ganz zentrale thematische Elemente verdanken: das Streben nach *grandeur*, der Kult des eigenen Ich, die Sorge um die *gloire*, die Vorrangstellung der Frau usw.

Gesamthaft gesehen erweisen sich so Balzac und Corneille als die wichtigsten Wegbereiter für das Preziösentum der Blütezeit. Aber Lathuillère schränkt gleich wieder ein: ihre Rolle genügt bei weitem nicht, um das Preziösentum als solches zu erklären: da weit über den Bereich der Poesie und Literatur hinausreichend, kann es nur als soziales Phänomen der kultivierten französischen Gesellschaft erklärt werden. Und so macht sich denn unser Autor p. 533 ss. daran, diese gesellschaftlichen Gründe aufzudecken. Erneut – und wie nicht anders zu erwarten – muß er wiederum betonen, daß sie äußerst vielfältiger Natur seien und es kaum möglich ist, ihre spezifische Konstellation erschöpfend zu beschreiben. Einige entscheidende Komponenten lassen sich immerhin ermitteln: der Antagonismus Paris–Provinz; der Aufstieg des Bürgertums; die Entstehung von Idealen wie *galant homme*, *bel esprit*, *honnête homme*[8]; das Raffinement des gesellschaftlichen Lebens; die Rolle der Frau in den Kreisen

[8] Wobei man sich allerdings fragen könnte, ob dies wirklich Ursachen, oder nicht schon eher Folgen sind!

der guten Gesellschaft. Selbst wenn man keinen dieser Faktoren in Frage stellt, wird wohl niemand zu behaupten wagen, diese Liste sei ausreichend und erschöpfend. Es ist deshalb sicher zutreffend, wenn der Verfasser betont, das Preziösentum sei zwar eine Synthese aller ermittelten Faktoren, transzendiere sie aber auch gleichzeitig.

So kann es denn nicht überraschen, daß Lathuillère in der Schlußbetrachtung zum ersten Band (p. 677–81) kapituliert und die Preziösität als «phénomène inexplicable et singulier» bezeichnet – nur: sind dann auf dieser [Nicht-]Abstraktionsstufe nicht alle historischen Phänomene unerklärlich? Die Gründe der Preziosität wären «multiples et complémentaires» – sicher, möchte man da sagen, aber war etwas anderes zu erwarten? Das Preziösentum wäre eine Lebenshaltung, zu dem sich Personen von höchstem Rang und Namen bekennen würden – zweifellos, aber wußten wir das nicht schon lange? Die Preziösen würden alle Probleme kühn und mit großem Selbstvertrauen angehen – aber tut dies nicht jede Reformbewegung (zumindest in ihren Anfängen)? All diese Ergebnisse am Ende einer fast 700-seitigen Untersuchung sind doch recht bescheiden. Auch die Formulierung, die Preziösen würden versuchen, die Realität duch die Magie der Sprache zu verändern und zu verschönern, kann nicht gerade als Neuentdeckung angesehen werden – ganz abgesehen davon, daß sie zu kurz greift: wie Lathuillère ja selbst immer wieder betont, gehören zu einem preziösen Lebensstiel auch Eigenschaften wie *galanterie*, *politesse*, *honnêteté mondaine*, die schöne Kleidung, die *artifices de toilette*, der *bel air*, die *désinvolture élégante* usw., d.h. Dinge, die weit über den rein sprachlichen Bereich hinausgehen. Und wenn schließlich noch festgestellt wird, das Preziösentum wirke bis Fontenelle und Marivaux nach, wenngleich es nie mehr so rein in Erscheinung trete wie um 1650, dann gibt der Verfasser auch noch seine ursprünglich radikale Ablehnung der Position von Bray auf und beginnt sich diesem wieder anzunähern.

Mir scheint, auch Lathuillère hat das Problem falsch bzw. zu einseitig gestellt. Seine eigene Position und diejenige von Bray sind nicht widersprüchlich und schließen sich nicht aus, sie sind vielmehr komplementär und bedingen sich gegenseitig: Preziöses Gedankengut, preziöse Haltungen, preziöse Werke hat es – wie Bray richtig feststellt – in allen Jahrhunderten der französischen Literatur gegeben; andererseits stellt Lathuillère zu recht eine besondere Blüte um die Mitte des 17. Jahrhunderts fest – bei seiner Fragestellung kann es also nicht darum gehen, das Preziösentum als solches zu erklären, es müßten vielmehr die Gründe für die besondere Konzentration und Kulmination zu einem gegebenen Zeitpunkt ermittelt werden.

*Peter Wunderli*

★

ULRICH RICKEN, *Grammaire et philosophie au siècle des lumières. Controverses sur l'ordre naturel et la clarté du français*, Villeneuve-d'Ascq 1978, 241 p. *(Publications de l'Université de Lille III)*.

Zu dem 1976 erschienenen Aufsatz Ulrich Rickens, der den Titel *Die Kontroverse Du Marsais und Beauzée gegen Batteux, Condillac und Diderot*[1] trägt, hat Hans Arens die folgende Anmerkung gemacht:

«Auch der Untertitel 'Ein Kapitel der Auseinandersetzung zwischen Sensualismus und Rationalismus in der Sprachdiskussion der Aufklärung' verrät nicht, daß hier nur der home-

[1] In: H. PARRET (Hrsg.), *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, Berlin/New York, p. 460–487.

rische Streit um die 'natürliche Wortstellung' (ordre naturel, ordo naturalis) behandelt wird, der sich in der Hauptsache in den 20 Jahren von 1746–66 abspielte und R.s Lieblingsgegenstand zu sein scheint (vgl. Ricken 1961; 1963; 1974). Das äußerst beschränkte Forschungsgebiet wird immer noch einmal genützt (vgl. auch Ricken 1964; 1969; 1971). Man erhält eine ausführliche, wenn schon nicht komplette und vertiefte, Darstellung in angenehmem Stil über ein bekanntes Thema – und was neu daran ist, wüßte ich nicht gleich zu sagen. Gleichviel – das Bild ist interessant durch die kräftigen Farben und zeigt mit überwältigender Klarheit die im Rationalismus des 18. Jh.s. immer noch lebendigen scholastischen Grundüberzeugungen sowie den eklatanten Unsinn, zu dem sich die *raison* versteigen kann, wenn die unvermerkt durch ein logisch-dogmatisch-nationalistisches Vorurteil ersetzt wird, welches die Berücksichtigung der historischen Entwicklung verschmäht.»[2]

Rickens Darstellung würde gewinnen, «wenn sie historisch und kritisch vertieft würde, so daß man die eigentlichen Wurzeln des albernen Streits erkennte und unterscheiden könnte, welche Gedanken und Theorien Mitte des 18. Jh.s wirklich neu und welche schon überliefert und vorgeprägt waren...»[3]. Es wird Arens sicherlich freuen, dieses Desiderat inzwischen erfüllt zu sehen: Ricken hat mit seinem Buch nämlich eine gediegene, bestens dokumentierte, fremde und eigene Forschung eindrucksvoll zusammenfassende 'historisch und kritisch vertiefte' Gesamtdarstellung der *Controverses sur l'ordre naturel et la clarté du français* vorgelegt.

*Grammaire et philosophie au siècle des lumières* hat drei Kapitel. Das einleitende Kapitel «L'ordre naturel du français. Naissance d'une théorie rationaliste» (p. 13–25) deutet die antiken und mittelalterlichen Vorstellungen von einer 'natürlichen' Wortstellung an (Dionysios von Halikarnassos, Cicero, Quintilian, Priscian, Modisten) und behandelt dann kurz das 16. Jahrhundert, in dem die Feststellung einer Übereinstimmung des Französischen mit der 'logischen' Konstruktion *Subjekt-Verb-Objekt* zur Entstehung der Theorie des *ordre naturel du français* geführt hat (Meigret, Garnier); der Einfluß dieser Anschauungen auf Ronsard und Malherbe wird erwähnt. Im 17. Jahrhundert, in der *Querelle des Anciens et des Modernes*, wird die Überlegenheit des Französischen (hier vor allem über das 'obskure' Lateinische) unter anderem bekanntlich gerade mit der inzwischen rationalistisch fundierten Theorie des *ordre naturel* gestützt (p. 20, Le Laboureur: «Nous suivons en tous nos discours exactement l'ordre de la pensée qui est celui de la Nature...»). Hier sind vor allem die folgenden Namen zu nennen: Arnauld und Lancelot, Le Laboureur, Cordemoy, Bouhours, Desmarets de Saint-Sorlin, Charpentier (sogar Bouhours, der sonst Vaugelas, was die Unabhängigkeit des *usage* von der *raison* angeht, blind folgt, hat also die *rationalistische* Doktrin der Wortfolge übernommen).

Die umfangreichen Kapitel II und III, eigentlich zwei Hauptteile, sind dem 17. und dem

[2] H. Arens, *Zur neueren Geschichtsschreibung der Linguistik*, *Historiographia Linguistica 4* (1977), p. 355. Bei den angesprochenen Arbeiten von Ricken handelt es sich um: *Rationalismus und Sensualismus in der Diskussion über die Wortstellung*, in: W. Bahner (Hrsg.), *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag. W. Kraus zum 60. Geburtstag*, Berlin 1961, p. 97–122; *La discussion linguistique en France au XVIII^e siècle, reflet de la lutte du Siècle des Lumières*, *Analele Ştiinţifice ale Universităţii 'Al. I. Cuza' din Iaşi IX* (1963), 71–88; *Condillacs liaison des idées und die clarté des Französischen*, *NS 12* (1964), 552–567; *La liaison des idées selon Condillac et la clarté du français*, *Dix-Huitième Siècle I* (1969), 179–193; *Zur erkenntnistheoretischen Wertung der Sinne in der französischen Sprachdiskussion bis Locke*, in: W. Bahner (Hrsg.), *Beiträge zur französischen Aufklärung und zur spanischen Literatur. Festgabe für W. Kraus zum 70. Geburtstag*, Berlin 1971, p. 337–361; *La critique sensualiste à l'encontre du Discours sur l'universalité de la langue française d'Antoine de Rivarol: Quelques aspects des liens entre politique et théorie linguistique*, *Historiographia Linguistica 1* (1974), 67–80.

[3] Arens, *op. cit.*, p. 356.

18. Jahrhundert gewidmet. Das faszinierende Kapitel II «Premières critiques d'une conception rationaliste du langage et mises en question de la théorie de l'ordre naturel» (p. 27–81) bringt die erkenntnistheoretischen, psychologischen, rhetorisch-ästhetischen und sprachwissenschaftlichen Einwände von Pascal, Lamy, La Bruyère, Fénelon und Du Bos gegen die Theorie vom *ordre naturel;* diese Einwände betonen Affektivität, Imagination, Leidenschaften und Gefühl in ihrer Bedeutung für Sprache und Sprachliches.

Die spezifische Zuspitzung des Problems der Wortstellung und der Klarheit des Französischen im 18. Jahrhundert beschreibt Kapitel III «Les grammairiens-philosophes et le problème de l'ordre des pensées et des mots» (p. 83–169): Ricken diskutiert dabei mit großer Ausführlichkeit die an sich bekannten philosophischen und sprachwissenschaftlichen Positionen der Befürworter und Gegner der Theorie vom *ordre naturel* – also Du Marsais und Beauzée versus Condillac, Batteux und Diderot. Rivarols *Discours sur l'universalité de la langue française* (1783), in dem die gängigen Hauptargumente für den *ordre naturel du français et sa conformité à la raison* nochmals in glänzender und wirkungsvoller Zusammenfassung erscheinen, wird dargestellt, ebenso die scharfe Kritik (Domergue), die er erfuhr. Die «Conclusion» (p. 171–181) deutet nochmals den zurückgelegten Weg an und verweist kurz auf teilweise aktuelle geistesgeschichtliche Zusammenhänge.

Die Theorie des *ordre naturel* und der *clarté* des Französischen ist gut dargestellt, die sukzessiven 'Einbrüche' im Begründungszusammenhang dieser letztlich 'schullogischen' Theorie sind eindrucksvoll beschrieben. Rickens Darstellung ist – entsprechend dem Titel seines Werks – auf das französische 17. und 18. Jahrhundert zentriert (Kap. II und III): zu Kap. I wird der interessierte Leser jedoch in jedem Falle Aldo Scagliones Werk *The Classical Theory of Composition. From Its Origin to the Present. A Historical Survey* (Chapel Hill 1972) heranziehen, das auch auf die Verhältnisse außerhalb des Französischen eingeht.

Es ist erfreulich, daß Ricken die Begriffe 'Sensualismus' und 'Rationalismus', die leider häufig zu irreführenden Kennzeichnungen führen, gerade nicht zur bequemen Etikettierung und Schematisierung geistes- und wissenschaftsgeschichtlicher Tatbestände mißbraucht[4]; seine Darstellung macht vielmehr gerade deutlich, wie differenziert diese Begriffe gebraucht werden müssen – denn Elemente dieser philosophischen 'Großrichtungen' haben sich auf uneinheitliche, ambivalente, ja oft direkt widersprüchliche Weise bei einzelnen Persönlichkeiten oder Richtungen verbunden (cf. etwa die Position von Du Marsais)[5].

Die gute Darstellung Condillacs und der Positionen, die seinem Sensualismus nahestehen, braucht nicht zu verwundern: Ricken hat seine Kennerschaft auf diesem Gebiet erst neulich durch die verdienstvolle Einleitung und Übersetzung des Condillacschen *Essai sur l'origine des connoissances humaines* (1746) bewiesen[6].

Was die gut lesbare und unprätentiöse Darstellung lebendig und anschaulich macht, ist die Fülle der glänzend gewählten Originalzitate, die in den Text eingearbeitet sind (daß dies teilweise zu einer gewissen Unübersichtlichkeit geführt hat, war wohl unvermeidlich).

Die Lektüre des Buches wird durch die ein Sachverzeichnis ersetzende umfängliche «table de matière analytique» (p. 237–241) sowie ein Verzeichnis der erwähnten Autoren

[4] Cf. RICKEN, *op. cit.*, p. 11; cf. auch L. ROSIELLO, *Linguistica illuminista*, Bologna 1967, Kap. 1, p. 11–104; H. H. CHRISTMANN, *Die Begegnung von deskriptiver und historischer Sprachbetrachtung in der 'Grammaire des Grammaires'*, *RF 83* (1971), 174; I. MONREAL-WICKERT, *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie*, Tübingen 1977, p. 95–112.

[5] Cf. MONREAL-WICKERT, *op. cit.*, p. 95–147.

[6] Cf. U. RICKEN (Hrsg.), CONDILLAC, *Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse*, Leipzig 1977; darin Rickens Einleitung: *Condillacs 'Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse' im Rahmen der philosophischen und sprachtheoretischen Diskussion der Aufklärung*, p. 7–53.

(bis ca. 1800) erleichtert. Im Literaturverzeichnis hat Ricken bei den Quellentexten ca. 160 Werke, bei der Sekundärliteratur ca. 400 Titel angeführt[7].

Auch die Tatsache, daß Ricken sich nunmehr seit fast 20 Jahren mit der Diskussion über die Wortstellung in der französischen Aufklärung beschäftigt, braucht die Feststellung, daß dieses Buch insgesamt eine bemerkenswerte Leistung darstellt, nicht abzuschwächen: das begrenzte, jedoch zentrale sprachwissenschaftliche Thema wird in seinen erkenntnistheoretischen und sprachphilosophischen, seinen psychologischen und literarisch-ästhetischen Zusammenhängen hervorragend dargestellt. Das Buch, dem wir eine gute Aufnahme wünschen, kann darüberhinaus durchaus als Einstieg in das Studium der Sprachreflexion der Aufklärung und ihrer Vorgeschichte empfohlen werden[8].

*Wulf Oesterreicher*

★

*Trésor de la langue française.* Dictionnaire de la langue du XIX^e^ et du XX^e^ siècle (1789–1960) publié sous la direction de PAUL IMBS, Paris (Editions du CNRS) t. I^er^ 1971, t. II 1973, t. III 1974.

Wer die Geschichte der französischen Lexikographie seit der Renaissance überschaut, kommt nicht umhin festzustellen, daß die für den Fortschritt in der fr. Wörterbuchschreibung richtungsweisenden Unternehmungen sich in mehr oder weniger scharf umrissenen Zeitphasen konzentrieren: Das lexikographische Wirken von Robert Estienne um die Mitte des 16. Jh. hat nicht allein den Grundstein für eine eigenständige fr. Wörterbuchschreibung gelegt, sondern hat darüber hinaus die Gestalt der fr. Wörterbücher bis ins 17. Jh. hinein geprägt. Für die Entwicklungsgeschichte der fr. Lexikographie bedeutsam ist dann erst wieder das Ende des 17. Jh., das die ersten einsprachigen fr. Sprachwörterbücher (Dictionnaire françois von P. Richelet, 1680, und Dictionnaire de l'Académie française, 1694) erscheinen sieht. Zur gleichen Zeit versucht A. Furetière mit seinem Dictionnaire universel (1690) eine Verbindung zwischen dem Sprach- und Sachwörterbuch herzustellen und entwickelt damit einen Wörterbuchtypus, der gerade im 18. Jh. Erfolg hatte (Dict. de Trévoux). In der Folge sollte sich erst wieder die 2. Hälfte des 19. Jh. besonders fruchtbar erweisen hinsichtlich der Entwicklung neuer Wörterbuchformen. Die stark historisch orientierte Sprachforschung dieser Zeit führte dazu, daß das allgemeine Sprachwörterbuch um sprachgeschichtliche Angaben ergänzt wird (L. Dochez: Nouveau dict. de la langue fr., 1860; Littré) bzw. daß sprachhistorische Wörterbücher entstehen (Godefroy). Die Gesetzmäßigkeiten des Bedeutungswandels, wie sie von der aufkommenden Semantik aufgedeckt werden, finden Berücksichtigung im Dictionnaire général de la langue française bei der Darstellung der Wortbedeutungen. Etwa zur gleichen Zeit unternimmt es P. Larousse im Grand dictionnaire universel, das Sprachwörterbuch mit dem enzyklopädischen Wörterbuch zu verschmelzen. Eine neue Phase verstärkter lexikographischer Aktivität setzt dann erst wieder in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ein. Sie ist gekennzeichnet durch das Erscheinen von Sprachwörterbüchern, die sich nicht mehr vorrangig als Sachwalter der Literatursprache

[7] Leider hat man die Seiten 229 und 230 der Bibliographie vertauscht und falsch paginiert. Beim Umbruch sind auf den Seiten 198 und 205 unschöne Platzhalter (000) stehengeblieben. Druckfehler sind uns auf den Seiten 13, 53, 91, 114, 213, 217 (Leibnitz!), 219, 221 (Bailly!), 222, 226, 228 aufgefallen.

[8] Es stellt eine gute Ergänzung zu den genannten Werken von ROSIELLO und MONREAL-WICKERT dar.

verstehen, sondern auch der Gegenwartssprache vermehrt Aufmerksamkeit schenken (Robert; Grand Larousse de la langue fr.). Ein absolutes Novum stellt das Dictionnaire du français contemporain (1967) dar, das mit einer Jahrhunderte alten, nach rückwärts gerichteten Wörterbuchtradition bricht und ausschließlich die gesprochene und geschriebene Standardsprache der Gegenwart erfassen will. Zugleich handelt es sich hier um ein Wörterbuch mit ausgeprägt didaktischer Zielsetzung, das durch die zusammenfassende Darstellung der Wortfamilien die lexikalische Kompetenz seiner Benutzer erweitern will. Als Höhepunkt dieser vorläufig letzten Hochphase der fr. Lexikographie, die mit einer intensiven Beschäftigung mit dem Phänomen Wörterbuch innerhalb der Linguistik zusammenfällt, muß zweifellos das Erscheinen des Trésor de la langue française (= TLF) gelten, von dem hier die drei ersten Bände besprochen werden sollen.

Näheres über die Vorgeschichte und Zielsetzung des TLF sowie über Einzelheiten seiner Anlage erfährt man aus einem umfangreichen Vorwort zum ersten Band (p. IX–XLVII), das aus der Feder von Paul Imbs, dem ersten Directeur des TLF, stammt. Man würde aber dem Charakter dieses Vorwortes in keiner Weise gerecht werden, wollte man in ihm nur eine Art Präsentation des TLF sehen. Vielmehr haben wir es hier zugleich mit einer umfassenden Einführung in die Lexikographie zu tun, die sich die Erkenntnisse der neueren Sprachwissenschaft zunutze macht und die Möglichkeiten der modernen Technik ausschöpft. Selbst demjenigen, der mit den lexikographischen Fragestellungen vertraut ist, vermag das Vorwort zum ersten Band des TLF noch viel zu geben, da es ein Musterbeispiel linguistischer Reflexion über das Phänomen Sprachwörterbuch darstellt.

Hier soll zumindest auf einige Punkte dieses gehaltvollen Vorwortes eingegangen werden, soweit sie in unmittelbarer Beziehung zur Konzeption des TLF stehen. Der TLF versteht sich als umfassendes Sprachwörterbuch des Modernfranzösischen seit der Französischen Revolution. Daß er sich dabei der Tradition der großen fr. Sprachwörterbücher (Littré; Dict. général) verpflichtet fühlt, kommt in seiner ganzen Anlage zum Ausdruck. Das zeigt sich einmal an der starken Berücksichtigung der Literatursprache, der ein Großteil der Belege entstammt. Gewiß wird der technisch-wissenschaftliche Wortschatz entsprechend seiner heutigen Bedeutung vom TLF in beachtlichem Umfang berücksichtigt. Dennoch zeigt das Verhältnis der vom TLF selbst gewonnenen Belege aus den beiden großen Teilbereichen des Wortschatzes (70 Mill.: 20 Mill.), daß zumindest beim Belegmaterial das Schwergewicht eindeutig auf der Literatursprache liegt. Daß der TLF in der Tradition der großen fr. Sprachwörterbücher steht, zeigt sich auch daran, daß der TLF ein Sprachwörterbuch mit historischer Komponente sein will, d.h. über seine eigentliche Aufgabenstellung, die Darstellung der Sprache des 19. und 20. Jh., hinausgehend liefert der TLF wortgeschichtliche Informationen. Der TLF geht also davon aus, daß bei seinem Benutzer zusätzlich zum Bedürfnis nach Information über den synchronen Sprachgebrauch noch ein sprachgeschichtliches Interesse vorhanden ist. Mit dieser Zielsetzung nimmt der TLF ein in der neueren fr. Lexikographie mehrfach erprobtes Modell wieder auf. Gewiß sind die sprachhistorischen Angaben des TLF umfangreicher und im ganzen zuverlässiger als die seiner Vorbilder. Andererseits hat sich gerade hier die ursprüngliche Konzeption des TLF als zu großzügig erwiesen (cf. p. XXXI), so daß die wortgeschichtlichen und etymologischen Auslassungen schon im Verlaufe der Ausarbeitung des ersten Bandes zusammengelegt und erheblich reduziert worden sind. Selbst ein vollständiger Verzicht auf die Notice étymologique et historique hätte dem Werk keinen Abbruch getan, da P. Imbs selbst vom «caractère nécessairement provisoire et de seconde main de ces notices» (p. XXXI) spricht. Die für ihre Aufrechterhaltung gegebene Erklärung will daher auch nicht recht überzeugen («Un aperçu même bref du passé d'un mot en éclaire le fonctionnement actuel, ...» p. XXXI, «... la plus petite notice historique rend témoignage du dynamisme adaptatif de la langue, ...», p. XLIII), umsomehr als die Notice

étymologique et historique in ihrer reduzierten Form nicht eigentlich wortgeschichtlichen Charakter hat, sondern sich durchweg auf die Erwähnung der Herkunft und der Erstbelege für die einzelnen Bedeutungen beschränkt.

Die Konzeption des TLF als umfassendes Sprachwörterbuch des Modernfranzösischen mit historischer Komponente wird weiter spezifiziert auf Grund der vom TLF anvisierten Zielgruppe. Der potentielle Adressat des TLF ist der «homme cultivé moderne» (p. XVII), der wie folgt definiert wird: «..., ce type d'homme cultivé s'incarne dans ce que naguère on nommait les élites, mais qu'on préfère aujourd'hui appeler les cadres supérieurs ou moyens de la société, ..., entourés de leurs coéquipiers associés, sans en exclure, en les privilégiant même quelque peu, ni les écrivants et écrivains de toute espèce ..., ni les enseignants de tous degrés ...» (p. XVIII). Für das derart definierte Zielpublikum kommt nach Meinung der Herausgeber des TLF ein ganz bestimmter Wörterbuchtypus in Frage: «Le dictionnaire que demande un tel public est d'abord un recueil d'informations lexicologiques, semblable aux dictionnaires généraux du type Littré ou Dictionnaire général. Il s'agit moins d'un livre qui aurait à enseigner une matière entièrement nouvelle que d'un aide-mémoire au sens étymologique du mot, c'est-à-dire d'un livre rappelant et précisant ce qu'on sait déjà ou ce qu'on peut induire ou déduire de ce qu'on sait» (p. XVIII). Wenig später wird auch zur inhaltlichen Ausfüllung eines so konzipierten Wörterbuchs, d.h. zur Zusammensetzung seiner Nomenklatur, Stellung genommen: «La nomenclature devait dans ces conditions privilégier un vocabulaire traditionnel de type humaniste. ... Cette image du microcosme et du macrocosme de l'humanisme traditionnel, donnée par l'expérience collective et essentiellement non-scientifique (...) doit être complétée, lorsqu'on s'adresse à l'homme cultivé, par des vocables à large diffusion, mais caractéristiques de la culture moderne, où entrent par conséquent des éléments de soi non-humanistes, c'est-à-dire principalement scientifiques et technologiques, ...» (p. XVIII). An anderer Stelle bezeichnet Imbs den TLF als «dictionnaire ... de langue d'une culture de type humaniste actualisée, avec ce qu'un humanisme moderne comprend nécessairement de notions et donc de vocabulaire scientifique et technique» und fährt fort «en d'autres termes, le dictionnaire tel que nous le concevons doit comprendre le vocabulaire de la langue commune à tous les francophones ayant reçu une telle culture de type humaniste, la part des vocabulaires spéciaux étant limitée à ceux qui ont reçu une diffusion assez large pour n'être plus seulement la propriété du milieu clos qui les a vus naître» (p. XXVI). Diese für die Konzeption des TLF wichtigen Stellen zeigen, daß der TLF besonderes Gewicht auf den humanistischen Bildungswortschatz legt, auch wenn zu sagen ist, daß der wissenschaftlich-technische Wortschatz ebenfalls eine angemessene Berücksichtigung erfährt. Damit wird deutlich, daß der TLF keinen Bruch mit der fr. Wörterbuchtradition vollzieht, sondern vielmehr eine organische Weiterentwicklung eines bewährten Modells darstellt, was sich darin äußert, daß den sprachlichen Erfordernissen eines stark naturwissenschaftlich-technisch orientierten Zeitalters in vermehrtem Maße Rechnung getragen wird.

Die Frage stellt sich natürlich, welche Besonderheiten und Neuerungen der TLF unter dem Gesichtspunkt der lexikographischen Technik aufweist. Zunächst ist ganz allgemein zu sagen, daß die Realisierung eines vergleichbaren lexikographischen Unternehmens bisher noch nicht mit einem solchen Aufwand an Menschen und Material in Angriff genommen worden ist. Gerade der Einsatz der modernsten Technik in Verbindung mit einem großen Mitarbeiterstab hat erlaubt, in relativ kurzer Zeit die Sammlung des Belegmaterials zum Abschluß zu bringen. Neben einer beeindruckenden Fülle von selbst gewonnenen (oder übernommenen) Belegen (90 Mill.; cf. Bibliographie p. XLIX–XCVII) hat der TLF ferner alle lexikographischen Werke der in Frage kommenden Zeit sowie die lexikologische Sekundärliteratur ausgewertet (cf. Bibliographie p. XCIX–CXXIII). Auf die letzteren Quellen gehen eine Anzahl von Angaben im TLF zurück, die über den Rahmen eines rein synchronen

Sprachkompetenzwörterbuchs hinausgehen. So finden sich im Prinzip in jedem TLF-Artikel Angaben zur Entwicklung des Gebrauchs und der Aussprache seit dem Ende des 18. Jh.; ferner liefert der TLF Hinweise auf die lexikologische Sekundärliteratur zu den einzelnen Wörtern. Ein weiteres Novum stellen die wortstatistischen Angaben im TLF dar; und zwar wird jeweils angegeben, mit welcher absoluten bzw. relativen Frequenz ein Wort in dem 70 Mill. Belege umfassenden Korpus, dem literarische Texte zugrunde liegen, vorkommt. Diese Angaben machen deutlich, daß der TLF nicht nur die Information über den aktuellen Sprachgebrauch im Auge hat, sondern auch als sprachwissenschaftliches Arbeitsinstrument verstanden sein will. Wenn die eben erwähnten Elemente der TLF-Artikel in ihrer Bedeutung vom sprachlich interessierten Laien nicht unbedingt erfaßt werden, so sind andere Teile des TLF-Artikels auch von eminent praktischer Bedeutung. In der Tat ist bisher in keinem fr. Sprachwörterbuch der Darstellung des effektiven Gebrauchs der Wörter soviel Beachtung geschenkt worden wie im TLF. Dies zeigt sich einmal an der eingehenden Analyse der Syntax des einzelnen Wortes in seinen verschiedenen Bedeutungen. Es äußerst sich aber auch in der detaillierten Beschreibung der möglichen Verbindungen, in denen ein gegebenes Wort auftritt (cf. etwa *acajou*). Gerade mit der sehr weit gehenden Distributions- und Kollokationsanalyse kommt der TLF den Bedürfnissen der gebildeten Laien entgegen, die im TLF eine sichere Informationsquelle in allen den Gebrauch betreffenden Zweifelsfragen haben. Der TLF ist also keineswegs nur ein deskriptives Wörterbuch der Sprache des 19. und 20. Jh., sondern er ist auch dazu bestimmt, die Funktion eines normativen Wörterbuchs auszuüben.

Nachdem deutlich gemacht worden ist, worin die lexikographischen Charakteristika des TLF bestehen, soll zumindest auch auf jene vom TLF ins Auge gefaßten Neuerungen hingewiesen werden, die letzten Endes nur zum Teil oder gar nicht realisiert worden sind. So hatte man ursprünglich auch vor, spezielle Untersuchungen zur gesprochenen Gegenwartssprache durchzuführen und ihre Ergebnisse in den TLF eingehen zu lassen (p. XXII), um dadurch die traditionell schriftsprachliche bzw. literatursprachliche Orientierung der Lexikographie auszugleichen. Wenn dieses Vorhaben letztlich nicht verwirklicht werden konnte, so allein deshalb weil – wie P. Imbs schreibt – «l'ambition était disproportionnée à nos moyens ou au temps dont nous disposions, ...» (p. XXII). Ein anderes Projekt, das zumindest noch nicht im Rahmen der Publikation des TLF realisiert werden konnte, hat die Auswertung der Angaben zum Gegenstand, die der Komputer zum effektiven Gebrauch der einzelnen Verbalformen auf Grund der exzerpierten Texte geliefert hat (p. XLIs.). Hier hätte man interessante Aufschlüsse über die tatsächliche Frequenz, mit der die einzelnen Verbalformen in Texten vorkommen, erhalten können. Da diese wortstatistischen Angaben den Umfang einer ganzen Reihe von Artikeln um einiges vergrößert hätten und Interesse dafür nur bei einem Teil des Zielpublikums bestanden hätte, wurde der ursprüngliche Plan aufgegeben, diese Daten in die TLF-Artikel selbst aufzunehmen. Immerhin ist die Möglichkeit einer Separatpublikation des «inventaire des formes morphologiques réelles» ins Auge gefaßt worden. Wie schon an anderer Stelle zum Ausdruck gebracht worden ist, waren auch die Ziele, die sich der TLF im Bereich von Etymologie und Wortgeschichte gestellt hatte, zu hoch gesteckt (p. XLIIs.). Sind im ersten Teil des ersten Bandes (bis ca. p. 290) «Etymologie» und «Histoire» noch voneinander getrennte Rubriken, die ausführliche Darlegungen zur Herkunft und Wortgeschichte enthalten, so werden beide Notices von der Buchstabenfolge *Ac-* an endgültig zusammengelegt und die daraus entstandene Rubrik «Etymol. et hist.» auch in ihrem Umfang erheblich reduziert.

Aus den nicht oder nicht in ihrer vorgesehenen Form realisierten Vorhaben, von denen im Vorwort zum ersten Band die Rede ist, ersieht man bereits, daß die ursprüngliche Konzeption des TLF in einigen Punkten zu großzügig gewesen ist, was ihre Korrektur schon während der Arbeit am ersten Band zur Folge hatte. Der Eindruck, daß der TLF ursprüng-

lich zu hoch gesteckte Ziele verfolgt hat, wird noch verstärkt durch das Vorwort zum dritten Band. Hier werden die Konsequenzen aus den ersten beiden, in ihrer Nomenklatur und der Ausführung der Artikel zu breit angelegten Bänden gezogen und zugleich eine revidierte, realistische Konzeption des TLF vorgelegt. Für die Konzeption des Gesamtwerkes und ihre Umsetzung in die Praxis ist daher das Vorwort zu Band 3 genauso wichtig wie das zu Band 1. Danach wird vor allem die Nomenklatur erheblich reduziert und auf 60000 Lemmata festgesetzt, womit man den Umfang des Gesamtwerkes auf ca. 15 Bände einschränken will. In der Tat ist eine Reduzierung und Straffung der Nomenklatur nicht nur wünschenswert, sondern auch durchaus möglich, weil eine ganze Anzahl von Artikeln in den ersten Bänden Reliktwörter, faits de parole oder Dialektwörter, die vereinzelt ins Französische transponiert worden sind, zum Gegenstand haben (cf. die Einzelbemerkungen weiter unten), auf deren Berücksichtigung der TLF hätte verzichten können, ohne damit zugleich seine Funktion als fr. Sprachschatz des 19. und 20. Jh. aufzugeben. Aus der Erkenntnis heraus, daß «un dictionnaire est le registre des essais qui ont abouti, il ne saurait être une chronique de langage» (t. III p. X), will sich jetzt auch der TLF ausschließlich der Darstellung der faits de langue widmen. Andererseits werden auch Abstriche am einzelnen Wortartikel in seinen verschiedenen Teilen vorgenommen. Am einschneidendsten wird sich die Korrektur der Konzeption auf Sicht gesehen auf den Komplex der Beispiele auswirken; ihre Zahl soll nämlich erheblich reduziert werden («c'est sur le nombre des exemples que les réductions les plus importantes ont été pratiquées» t. III p. VIII). Imbs verspricht aber, daß bei den Beispielen zumindest «une relative richesse» (ibid.) bewahrt werden soll. Das ist auch zu wünschen, denn es ist nicht einzusehen, daß die mit großem Aufwand erstellte Belegsammlung des TLF jetzt weitgehend ungenutzt bleiben soll. Es darf auch nicht übersehen werden, daß gerade die zahlreichen authentischen, in extenso zitierten Belege in besonderem Maße das Antlitz des TLF mitgeprägt haben.

Die im ganzen doch recht einschneidende Revision der Konzeption des TLF macht deutlich, daß selbst der mit den neuesten technischen Errungenschaften arbeitenden Lexikographie Grenzen gesetzt sind, weil auch sie ökonomisch-kommerzielle Gesichtspunkte nicht völlig außer acht lassen kann. Selbst im Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung ist die Erneuerung der lexikographischen Methoden nur in begrenztem Maße möglich; das ist eine Erkenntnis, zu der uns der TLF verhilft. Andererseits ist aber auch zu sagen, daß der TLF selbst in seiner vorliegenden Form noch eine Fülle von Angaben enthält, die ihn zu einem Meilenstein in der neueren Geschichte der fr. Lexikographie macht.

Im folgenden soll sich eine Anzahl von keineswegs immer kritischen Einzelbemerkungen anschließen, die zudem keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben[1]. Der Einfachheit halber werden die Bemerkungen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Die verwendeten Abkürzungen sind die des TLF oder des FEW.

Was die Bibliographie angeht, stellt sich die Frage, ob das TLF 1 p. CXIV unter Littré-Robin zitierte Dictionnaire de médecine, de chirurgie, de pharmacie, de l'art vétérinaire et des sciences qui s'y rapportent von E. Littré und Ch. Robin tatsächlich die 12. Auflage von 1865 ist. Die UB Basel verfügt über ein Exemplar derselben Auflage, dessen Titel leicht abweichend lautet: Dictionnaire de médecine, de chirurgie, de pharmacie, des sciences accessoires et de l'art vétérinaire d'après le plan suivi par Nysten. Auch hinsichtlich der Seitenzahl besteht keine Übereinstimmung; während die vom TLF zitierte Ausgabe 1856 p. haben soll, hat das der UB Basel gehörende Exemplar derselben Auflage 1795 p. Nach unseren eigenen Erhebungen erreicht der Littré-Robin erst in den darauffolgenden Auflagen annährend den

[1] Einige Bemerkungen gehen auf Hinweise von Mitarbeitern des FEW zurück, denen ich hierfür danke.

vom TLF für die 12. Aufl. ausgewiesenen Umfang: 13. Aufl. (1873) 1836 p.; 14. Aufl. (1878) 1880 p.; 15. Aufl. (1884) 1880 p. Was den Titel angeht, so weist das medizinische Wörterbuch von Littré & Robin in den von uns konsultierten Ausgaben erst von der 13. Aufl. an den im TLF zitierten Titel auf. Da mehrere vom TLF für die 12. Aufl. in Anspruch genommene Wörter (z.B. *achromatope*, *acrocéphalie*, *agoraphobie*) unseren eigenen Untersuchungen zufolge erst zwei Auflagen später im Littré-Robin erscheinen, liegt die Vermutung nahe, daß die vom TLF als 12. zitierte Aufl. in Wirklichkeit mit der 14. Aufl. von 1878 identisch ist. Um in dieser Frage Klarheit zu bekommen, sind erneute Auflagenvergleiche und Wortkontrollen erforderlich.

*abbaye* (1,73) Etym./Hist.: Dem hier als Datierung der Lois de Guillaume verwendeten «fin XI^e s.(?)» ist in jedem Falle das später vorkommende «1^re moitié XII^e s.» (s. v. *alléger*, *amender*) vorzuziehen. – *s'abeaudir* (1,85) 's'éclaircir (du temps)' (fr. canadien/arch.): Daß nach FEW s.v. *BALD in der Westschweiz auch *s'ébaudir* in derselben Bed. vorkommen soll, stimmt nicht. Dort (FEW 15, 1, 31a) ist dieses nur in der Bed. 'se réjouir' belegt. Dafür ist aber am genannten Orte morv. *s'ébaudi* in der Bed. 's'éclaircir (du temps)' bezeugt. Die im TLF geäußerte Annahme, fr. canad. *s'abeaudir* könnte unter dem Einfluß von *s'ébaudir* 'se réjouir' stehen, ist im übrigen fragwürdig und läßt sich auch nicht durch die Anführung des Belegs aus dem Morvan im FEW s.v. *BALD stützen. Bei der Zuordnung von morv. *s'ébaudi* zu anfrk. *BALD im FEW hat man nämlich nicht berücksichtigt, daß *a-* in den Mda. des Centre zu *e-* wird. Mit anderen Worten morv. *s'ébaudi* 's'éclaircir (du temps)' ist nicht identisch mit *s'ébaudir* 'se réjouir', sondern ist wie fr. canad. *s'abeaudir* parasynthetische Ablt. von *beau* und hat folglich im FEW nichts s.v. *BALD zu suchen. – *abîmer* (1, 111): In dem unter Historique I (sens disparus av. 1798) nach Gdf zitierten Text muß es statt *Chiens ki* ... richtig *Chieus ki* ... heißen. – *acéphale* (1, 490): Hier ist im Hinblick auf die im Artikel selbst bzw. in der Rubrik Etym./Hist. (4.) genannten Datierungen zu erwähnen, daß die verschiedenen Verwendungen von *acéphale* auch schon früher belegt sind: I. A schon Ac 1762, I.B.1 schon Ac 1762; II.A. 2 Spéc., hist. ecclés. schon Ac 1762, II. B. Rem. schon Enc 1751. – *acerbité* (1, 493): Hier zeigt sich der große Wert des TLF als genau informierende Dokumentationsquelle. Während nämlich die bisher bekannten Belege für die übertragene Verwendung im 19. Jh. entweder ungenau zitiert (Littré) oder unkontrollierbar (Lar 1866) waren, liefert jetzt der TLF dieselben bzw. andere Belege, die in jedem einzelnen Falle genau lokalisierbar sind. – *acérer* (1, 494): Die konkrete Bed. 'métall., souder de l'acier à un instrument de fer...' hätte wohl als «vieux» oder «inusité» gekennzeichnet werden müssen, weil mit Ausnahme des Robert 1951 (fast identische Def., aber auch ohne Beispiel) kein neueres fr. Wörterbuch diese Bed. erwähnt. – *achromatope* (1, 532) und *achromatopsique*, die nach TLF zum ersten Mal bei Littré-Robin 1865 belegt sind, lassen sich in der von uns konsultierten 12. bzw. 13. Auflage (1865 bzw. 1873) nicht nachweisen, wohl aber in der 14. Auflage (1878). – *acier* (1, 540): Das unter II. C aufgeführte argot *baume d'acier* 'bistouri' hat auch die Bed. 'davier' gehabt, wie Definition und Beispiele in verschiedenen Wörterbüchern der 2. Hälfte des 19. Jh. bezeugen (Li; DG; Delv 1867; Larch 1878; Ds 1896). – Ist *aciérer* (1, 541) in der Bed. 'transformer le fer en acier' tatsächlich als «vieux» zu bezeichnen, wie es der TLF tut? Immerhin fehlt diese Angabe in Wörterbüchern wie LarL 1971, Lexis 1975. – *acrocéphalie* (1, 579) soll laut TLF in der 12. Auflage (1865) des Littré-Robin vorkommen; auf Grund unserer eigenen Angaben erscheint es erstmals in der 14. Auflage von 1878. – *acutesse* (1, 629): Die konkrete Bed. 'état de ce qui est aigu, pointu' (peu us.), die sich übrigens auch schon im Lar 1866 + 1898 findet (wenn auch ohne die Angabe zum Gebrauch), dürfte – wenn nicht alles täuscht – eine Erfindung des Larousse sein, der aus dem Bedürfnis nach logischem Aufbau des Artikels heraus eine nichtexistierende konkrete Bed. vor die übertragene Verwendung gestellt hat. Das Beispiel *l'acutesse d'un clou*, das zum ersten Mal im Lar 1866 auftaucht, wird nicht mehr als

eine Schöpfung der Lexikographen sein. Darauf deutet auch die Bemerkung hin, mit der Besch 1845 zur Verwendung von *acutesse* Stellung nimmt: «le mot est nouveau et peut être d'un heureux emploi au figuré». Im übrigen handelt es sich bei *acutesse* in seiner übetragenen Bed. um ein typisches fait de parole, das erst durch die Lexikographie bekannt gemacht worden ist, obwohl es wahrscheinlich im ganzen nicht viel mehr als dreimal verwendet worden ist (s. Lar 1866). Im Grunde haben wir es hier mit einem Wort zu tun, dem eher ein Platz in M. Rheims, Dict. des mots sauvages zukommt, wo sich bereits ein *s'acuter* 'se couder à angle aigu' (Huysmans) findet. – *adonc* (1, 711) 'alors, puis' (arch. ou région.) mit einem recht bemerkenswerten Frequenzkoeffizienten (fréq. abs. litt.: 30) zeigt, daß der TLF eben nicht nur ein «dict. d'écriture» sein will, sondern auch ein «dict. de lecture». – *sel admirable* (1, 694) wird nur nach Littré zitiert. Es wäre aber durchaus erwähnenswert gewesen, daß *sel admirable* schon im 18. Jh. (seit Enc 1751) belegt ist und nach Littré endgültig durch die Bezeichnung *sel de Glauber* – nach seinem Entdecker, der es selbst *sal admirabile* nannte – ersetzt wurde. – *adolescent* (1, 710) Etym./Hist.: Unter II. 2 wird der Erstbeleg für die Bedeutung 'qui est de fraîche date, qui n'a pas atteint sa maturité' mit «av. 1684» datiert, womit das Todesjahr der Anne de Gonzague gemeint ist, in deren Memoiren der Beleg sich finden soll. Nun sind die erst 1786 publizierten Mémoires der Anne de Gonzague aber nicht authentisch, und die als Verfasser in Frage kommenden Autoren gehören beide laut Lar 1872 s.v. *Gonzague* dem 18. Jh. an. – *adultérin* (1, 757): Der sich im Miroir historial des Jean de Vignay befindliche Erstbeleg wird – wie schon in der Quelle (DatLex 1, 63) – mit «ca. 1327» datiert, obwohl DatLex nach einer Ausgabe von 1531 zitiert (zur Problematik der Datierung des Miroir historial von J. de Vignay cf. FEW Beiheft [2]1950 p. XIIs.). – *advertance* (1, 773): Die Annahme, daß *advertance* in der theologischen Bed. 'attention du pécheur au péché qu'il commet', wie sie in A. Arnaulds V^e^ dénonciation du péché philosophique vorliegt, aus dem scholastischen Latein stamme, was übrigens auch schon DG annimmt, bedarf noch des Beweises. DC, den DG und TLF zitieren, bezeugt *advertentia* lediglich in seiner allgemeinen Bed. 'observatio, nota, animadversio'. Unter diesen Umständen gewinnt eine Stelle aus dem Avertissement zur V^e^ dénonciation du péché philosophique an Bedeutung, die Br 4, 447 n. 1 zitiert: «Il y a aussi un mot que je sçay bien qui n'est pas encore en usage. C'est celui *d'advertance*. Mais le besoin que j'en ay eu pour bien faire entendre une chose essentielle à la matiere que je traitois, me l'a fait hazarder, comme le même besoin fit inventer autrefois le mot d'*inamissibilité* ...». – *aéroporté* (1, 798) 'transporté par voie aérienne' soll zum ersten Mal im Lar XX^e^ s. (1928) belegt sein, was nicht zutrifft. Tatsächlich kommt *aéroporté* im LarS 1953, dem Supplement des Lar XX^e^ s., vor und ist wohl von dort auf 1928 vordatiert worden. Andererseits wird *aéroporté* auch schon von Lar 1948 erwähnt. – *affabuler* (1, 808) 'arranger la réalité à sa manière (t. de psych.)': Hierzu ist zu bemerken, daß der TLF noch nicht *affabulateur* 'celui qui arrange la réalité à sa manière, qui pratique des affabulations' erwähnt, das von GilbertDictNouv 1971 zum ersten Mal für 1964 nachgewiesen wird und das bald danach auch in den Wörterbüchern auftaucht (LarL 1971; LarS 1975). – *affait* (1, 827) 'lieu où l'on affaite, où l'on travaille les cuirs; travail du tanneur' wird auf Grund seines Vorkommens im DG zitiert. In der Tat findet es sich in keiner anderen lexikographischen Quelle des 19. Jh. Sein Erscheinen im DG muß im übrigen auf einem Versehen beruhen. Für *affait* in den beiden oben genannten Bed. finden sich nämlich nur je ein mfr. Beleg im DC bzw. Gdf, und nur ein Irrtum kann dazu geführt haben, daß daraus ein nfr. Wort im DG wurde. Eine Aufnahme in den TLF hätte sich daher in jedem Falle erübrigt. – *affaneur* (1, 834) und *affanure* (ibid.) werden beide zu Recht als «régional» (Dial. des Lyonnais bzw. der Bresse) und «vieux» bezeichnet, wie auch aus den Angaben im FEW 24, 241 s.v. *AFANNARE hervorgeht. Es fragt sich nur, ob solche Wörter ihren Platz unbedingt in einem Trésor de la langue française des 19. und 20. Jh. haben müssen. – *affectant* (1, 836) wird in seinem substantivischen

Gebrauch (III.) von der Zeit gesagt als 'celui qui subit l'action' definiert. Der zugrundeliegende Text von Merleau-Ponty zeigt aber, daß *affectant* hier vielmehr mit 'celui qui pousse à l'action' wiedergegeben werden muß. – *affecter*[2] (1, 842): Von *affecter* als t. de math. heißt es in der dazugehörigen Remarque «ignoré des dict. de l'Ac.»; immerhin wird zumindest in Ac 1932 diese Verwendung von *affecter* ausdrücklich erwähnt und mit dem Beispiel *affecter un nombre d'un exposant* belegt. – *affecter*[3] (1, 843): Im Zusammenhang mit dem Alter bzw. Ursprung der Bed. 'attribuer qch à un certain usage', die im Fr. erstmals im 16. Jh. auftritt, ist zu berücksichtigen, daß mlat. *affectatus* bereits im 9. Jh. in der Bed. 'destinatus, consecratus' belegt ist (DC); weitere Angaben zu dieser Frage finden sich im FEW 24, 247 n. 1 s.v. AFFECTARE. – *affetto, affettuoso* (1, 859 s.): *affettuoso* als t. de musique ist nicht erst in Rousseaus Dict. de musique (1768) belegt, sondern schon im Rich 1759. Ferner muß es bei der Herkunft des Terminus aus dem Ital. richtig «M. Frescobaldi (1297–1348)» heißen und nicht «M. Frescobaloti (1217–1348)». – *affinité* (2,2) ist in der Bed. 'rapport entre les choses' nicht erst bei Oresme (1370) belegt, sondern schon in einem Text von 1286 (BullAncTextes 1904, 49 bzw. TL). – *affirmateur* (2,4): Hier zeigen sich wiederum die Vorteile der vom TLF praktizierten philologisch genauen Zitiermethode. Während der nfr. Erstbeleg für *affirmateur* in seiner substantivischen Verwendung bei Baudelaire auch vom LarL 1971 aber ohne weiteren bibliographischen Hinweis zitiert wird, liefert der TLF denselben Text mit genauer Quellenangabe, die es gestattet, das Wort jederzeit in den größeren Textzusammenhang zurückzuversetzen. Andererseits hat der TLF in der Rubrik Etym./Hist. übersehen, daß *affirmateur* s.m. auch schon weitaus früher bei Th 1564 – Wid 1675 belegt ist. – *affirmation* (2,10): Hier ist nicht berücksichtigt worden, daß das Wort nicht erst in RoseM (vor 1275) belegt ist, sondern schon ca. 1190 (Dial Grég), obwohl der ältere Beleg allgemein zugänglich ist (LiS 1877 und Gdf 8 jeweils s.v.). – *afflé* (2, 19) '(vin, liqueur, etc.) altéré par le contact de l'air': Ein Lemma *affle*, auf das im Zusammenhang mit der Wortbildung von *afflé* verwiesen wird, fehlt im TLF. Im übrigen deutet alles darauf hin – auch wenn davon im TLF nicht die Rede ist –, daß *afflé* nur in den Mda. bzw. im Regionalfr. der Franche-Comté vorkommt (cf. FEW 24, 253 s.v. AFFLARE). Allein der Gunst einiger Lexikographen des 19. Jh., die diese notwendige Lokalisierungsangabe haben fallen lassen, ist es zu verdanken, daß *afflé* in fr. Wörterbüchern auftaucht. – *affluence* (2, 27) 'écoulement abondant (des eaux)': Hier ist unter Etym./Hist. der Beleg bei Vaugelas (Trad. de Quinte-Curce) zu Unrecht mit 1647 datiert worden, obwohl die Trad. de Quinte-Curce erst posthum 1653 erschienen ist (cf. G. Lanson: Manuel bibliogr. de la litt. fr. mod. no. 4115), während 1647 vielmehr die Remarques sur la langue françoise publiziert worden sind. – *affluer* (2, 30): Die Datierung («av. 1180») des Belegs für *affluer en qch* 'avoir qch en abondance' im Policraticus des Jean de Salisbury ist völlig verfehlt. Bei der Satire Policraticus von Johannes von Salesbury (1100–1180) handelt es sich bekanntlich um ein lateinisch geschriebenes Werk, das erst 1372 von Denis Foulechat ins Fr. übersetzt worden ist (cf. Gröbers Grundriß II, 1. Abt. p. 1074). – *agenda* (2, 109): Die Datierung des Erstbelegs (1535) ist unzutreffend. Die Coutumes de la Salle et Chastellenie d'Ipre sind nur in ihrem flämischen Originaltext von 1535; die fr. Übersetzung dieser Coutumes im Nouveau coutumier général, die der TLF zitiert, ist dagegen erst vom Beginn des 18. Jh. (cf. ZRPh 77, 134ss. und spez. p. 137). Der alte Erstbeleg von 1640 bei Chapelain bleibt also nach wie vor bestehen. – *agir* (2, 151): Unter der Rubrik Etym./Hist. wird der Dialogue d'entre le maheustre et le manant mit 1450 viel zu früh angesetzt. Gdf, auf den sich der TLF hier bezieht, zitiert nach der éd. 1594, wie etwa s.v. *maheustre, pédantiser* zu sehen ist. Die Erstausgabe ist jedoch von 1593 (cf. A. Cioranesco: Bibliogr. de la litt. fr. du XVI[e] s., p. 249). – *agiter* (2, 160): Auch hier muß die Datierung des Erstbelegs (13. Jh.) revidiert werden. Die diesen Beleg enthaltende Complainte de Nature à l'alchimiste errant wird nämlich zu Unrecht Jean de Meung zugeschrieben und ist vielmehr von Jean

Perréal (1460–1528), cf. FEW 24, 263 n. 1. – *agnelin* (2, 168): In Ac 1835 ist nur *laine agneline* belegt, nicht aber *cuirs agnelins* und *agneline* s.f. 'laine agneline'; in Ac 1798 Suppl. fehlt *agnelin* völlig. – *agoraphobie* (2, 185): Für den TLF ist dieser Terminus bereits im Littré-Robin 1865 (12. Aufl.) belegt, nach unseren eigenen Erhebungen dagegen erst im Littré-Robin 1878 (14. Aufl.). Das erstmalige Auftauchen von *agoraphobie* in der Auflage von 1878 paßt auch besser zu den Angaben in DatLex 1 (1959) s.v., wonach der Terminus 1871 im Deutschen entstanden und 1873 zum ersten Mal im Fr. gebraucht worden ist, was im TLF ohne ersichtlichen Grund in Zweifel gezogen wird. – *agrégatif* (2, 206): Ob der Beleg aus dem medizinischen Traktat des Bernard de Gordon, den der TLF bzw. Gdf nach einer 1495 gedruckten Übersetzung zitiert, tatsächlich für das 14. Jh. in Anspruch genommen werden kann, ist fraglich. Sicher ist nur, daß die lat. Vorlage (Practica sive lilium medicinae) vom Anfang des 14. Jh. ist. – *agriculture* (2, 230): Ein Erstbeleg vom Ende des 13. Jh. existiert nicht. Der fragliche Beleg, der nach dem TL zitiert wird, stammt aus einer anonymen Übersetzung der Remedia amoris von Ovid, die jedoch erst gegen 1370 entstanden ist (cf. Bossuat no. 5374). – *agrostemmine* (2, 237) chim. 'base cristallisable jaune, ..., retirée de l'Agrostemma. Genre de plantes inséparables des Lychnis...': Der zweite Teil der Definition hat nichts mit *agrostemmine* zu tun, sondern betrifft *agrostemma* und findet sich auch nicht in der zitierten Quelle (Littré-Robin 1865 s.v. *agrostemmine*). – *ahaner* (2, 250): Irreführend ist die Datierung «mil. XI^e s.» für den Erstbeleg von *s'ahaner* in der Vie de S. Alexis, der sich nicht etwa in der ältesten erhaltenen Fassung (ms. Lamspringe) findet, sondern in einer weitaus jüngeren Fassung, die Alexandriner verwendet. – *aigué* (2, 291) vx, inus. 'trempé d'eau': Eins der zahlreichen alten Wörter, die in den beiden ersten Bänden des TLF nach historisch orientierten Wörterbüchern des 19. Jh. (hier AcC 1838/42) zitiert werden. Daß derartige Sprachrelikte in einem Thesaurus der Sprache des 19. und 20. Jh. nichts zu suchen haben und dessen Nomenklatur nur unnötig aufblähen, hat man zum Glück auch in der Redaktion des TLF bemerkt, wie die Vorworte zu den Bänden 2 und 3 zeigen. – *aiguille* (2, 296): In der Rubrik Prononc. et orth. muß die erste Transkription nicht [agyij], sondern [egyij] lauten. – *aillie* (2, 331): Nicht nur Bed. 1, sondern auch Bed. 2, die wiederum AcC 1838/42 entnommen wurde, hätte mit «vieux» gekennzeichnet werden müssen, wie es schon in der Quelle der Fall ist. Im übrigen gilt auch hier, was schon unter *aigué* zur Berücksichtigung afr. und mfr. Wörter im TLF gesagt worden ist. – *albification* (2, 446): Der unter Etym./Hist. erwähnte Jardin de santé, dem der Erstbeleg entstammt, ist mit «2^e moitié du XIV^e s.» gewiß zu früh angesetzt worden. DG datiert zutreffender mit «vers 1501» (s.v. *pastenade*) bzw. «XV^e–XVI^e s.» (s.v. *saucer*). – *albinisme* (2, 447) Etym./Hist.: Nicht erst AcC 1838, sondern schon 1822 (BlainvilleOrg 64). – *albuminimètre* (2, 453) ist schon im NystL 1855 Suppl. belegt. – *alcide* (2, 464): AcC 1838 bezeugt noch nicht die appellativische Verwendung ('homme fort et robuste'), sondern nur das nomen proprium. – *aliénisme* (2, 514) wird schon vor dem im TLF genannten Erstbeleg vom LarS 1878 registriert. – *alise* (2, 526): In der Rubrik Etym./Hist. muß es statt «R. Ling. rom. t. 52 p. 231» richtig «R. Lang. rom. ...» heißen. – *allège* (2, 538) 'tender': Hier fehlt die Angabe, daß *allège* als Synonym von *tender* nicht mehr gebräuchlich ist. – *aller* (2, 554 b): Das Beispiel zu *aller au-devant de* findet sich unter *aller contre ... qn;* (2, 558a): Die beiden Beispiele unter *aller en + -ant* gehören zu *aller + -ant*. – *allotropie* (2, 583), *allotropique:* Beide schon NystL 1855. – *alluder* (2, 585) 'faire allusion': Obwohl als «vx, rare» gekennzeichnet, hätte sich eine Aufnahme in den TLF erübrigt, weil der TLF es nur mit einem Text aus dem 19. Jh. belegen kann, im übrigen aber als ein Wort des späten Mfr. ausweist. – *allumable* (2, 585): Auch hier hätte die Nomenklatur des TLF erleichtert werden können, weil einmal die Adjektivablt. auf *-able* von jedem transitiven Verb gebildet werden kann und zum anderen *allumable* ausgesprochen selten ist, wie das einzige Beispiel zeigt, das der TLF zitiert. – *allume-cigarettes* (2, 586): Auch dieser Artikel

ist auf Grund eines einzigen literarischen Textbelegs zustande gekommen. Wichtiger wäre es gewesen, das im selben Artikel (Rem.) erwähnte, heute weitaus bekanntere *allume-cigare(s)*, das seit 1955 (s. RobS 1970) belegt ist, als selbständiges Lemma aufzuführen. Die Vermutung liegt nahe, daß nur solche Lexien, für die Textbelege vorliegen, das Anrecht haben, im TLF als Lemmata zu figurieren. – *allumement* (2, 586): In Etym./Hist. wird die Bed. 'action d'allumer' zum ersten Mal für 1564 belegt. In diesem Zusammenhang muß auf einen anderen Text von ca. 1350 aufmerksam gemacht werden, den Gdf 1 s.v. mit der unzutreffenden Definition 'objet enflammé' zitiert, der aber in der Bed. 'fait de brûler' (= résultat de l'action d'allumer) zu verstehen ist. – *alme* (2, 602) 'nourricier, auguste', das in der Literatursprache des 16. Jh. mit einer gewissen Häufigkeit vorkommt, wird von einzelnen Autoren des 19. Jh. zu künstlichem Leben wiedererweckt (zu weiteren Belegen cf. Rheims, Dict. des mots sauvages). Nur der Anspruch des TLF, auch ein «dict. de lecture» zu sein, rechtfertigt die Berücksichtigung von Wörtern wie *alme*, die an sich besser aufgehoben wären in einem Wörterbuch wie dem von M. Rheims. – *alphabet* (2, 615): Die Bed. 'esp. de registre à l'usage des marchands' (Etym./Hist. 4. d) ist nicht erst bei Trév 1752, sondern schon bei Sav 1679 belegt. – *alter ego* (2, 626): Beide Zitate stammen aus dem Lar 1866 (nicht 1886). Ferner heißt der Autor des ersten Zitats F. Mornand und nicht F. Normand. – *alterne* (2, 633): Der TLF datiert den nach Gdf zitierten Beleg bei Evonyme zu Unrecht mit ca. 1350. Unter dem Pseudonym Evonymus Philiatrus hat der Zürcher Naturforscher Conrad Gesner 1552 einen Thesaurus Evonymi Philiatri de remediis secretis. Liber physicus, medicus et partim etiam chymicus et oeconomicus publiziert. Gdf hat die fr. Übersetzung dieses Werkes benutzt: Trésor de Evonime Philiatre (C. Gesner) des remèdes secretz, livre physic, médical, alchymic, trad. par Barth. Aneau (Lyon 1555). – *amabilité* (2, 651) Etym./Hist.: Die Form *aimabilité*, die für den TLF unter Bezug auf Br 4,600 von Bossuet verwendet worden sein soll, kommt bei diesem nicht vor. Beide Textstellen bei Bossuet, die von Br 4,600 zitiert werden, haben bei Br und im Originaltext *amabilité*. Die Annahme einer besonderen Bed. ('qualité de celui qui mérite d'être aimé') für die zitierte Bossuet-Stelle (*faudroit* statt *faudroi!*), die zum ersten Mal bei LiS 1877 auftaucht, ist nicht nötig, da die übliche Bed. 'qualité de celui qui aime, qui est aimable' auch *amabilité* in der fraglichen Stelle gerecht wird. Ferner ist zu sagen, daß die Bossuet zu Unrecht zugeschriebene Form *aimabilité* von Mme de Sévigné verwendet wird, nicht aber *aimableté*, das inexistent ist. – *amazone* (2, 683) au fig. 'femme à l'âme ou aux allures viriles': Nicht Ac 1935–1932, sondern Ac 1835–1932; im übrigen schon seit Ac 1718. – *ambiance* (2, 691): Der unter B zitierte Text 12 enthält nicht die Bed. 'gaieté, entrain', sondern ist in der Bed. 'climat affectif...' zu verstehen, gehört also zu A. – *amender* (2, 736): In der zu Beginn der Rubrik Etym./Hist. nach Gdf zitierten Textstelle aus den Lois de Guillaume muß es richtig heißen *les amendes* (statt *le amendes*), d.h. wir haben es mit einem s. pl. zu tun, das nichts im Artikel *amender* zu suchen hat. – *amiboïde* (2, 766) Etym./Hist.: I. b *amibiforme* und II. *amiboïde*, die für den TLF schon im Littré-Robin 1865 vorkommen sollen, sind nach unseren Angaben zum ersten Mal im Littré-Robin 1873 belegt. – *amiboïsme* (2, 766): Lar 1928 als Quelle des Erstbelegs läßt sich durch LarS 1907 ersetzen. – *amour* (2, 838) Etym./Hist.: Unter 1.a muß es im Zitat aus dem Livre des mestiers von E. Boileau «... ou pour amor de lui» (und nicht «... ou pour son amor de lui») heißen; im Chrestien-Text unter 1.b ist *amor* nicht als 'passion d'un sexe pour l'autre', sondern als 'amitié' zu verstehen, wie der Zusammenhang zeigt; ferner ist zu berücksichtigen, daß die unter 1.c verzeichnete Bed. 'sentiment d'attachement (pour qch)' schon im 16. Jh. belegt ist (Est 1549); *pomme d'amour* (4.b) bedeutet bei Trév 1752 noch nicht 'tomate', sondern 'cerisette' ('tomate' erst seit Littré belegt). – *amoureux* (2, 852) Etym./Hist.: In dem unter I. 2.b aus dem Ysopet de Lyon zitierten Beleg (*Li chiens qu'est amerouse beste, ...*) liegt natürlich nicht die Bed. 'enclin, porté à l'amour' vor, sondern 'attaché à son maître (d'un animal)'. Die Bed. 'enclin à l'amour' ist

dagegen schon im Yvain 5394 belegt. – *amphisbène* (2, 867) Etym./Hist.: Der Beleg bei Rabelais findet sich nicht schon im Pantagruel (so auch Gdf), sondern erst im Quart Livre chap. 64 (éd. MartyL 2, 498). – *animation* (3, 42) Etym./Hist.: Der unter 1 zitierte Text aus Raoul de Presles, Cité de Dieu hat nicht die Bed. 'principe vital', sondern weist ebenfalls die unter 2 verzeichnete Bed. 'emportement, colère' auf, wie schon dem zitierten Kontext zu entnehmen ist. – *antécédent* (3, 103) Etym./Hist.: Während die fr. Übersetzung der Chirurgia magna des Bruno da Longoborgo (1252) hier mit «XIV$^{e}$ s.» datiert wird, wird sie s.v. *althaea* (2, 636) für das 15. Jh. in Anspruch genommen, was nicht unbedingt ein Widerspruch sein muß. In der Tat dürfte die Chirurgia magna im 14. Jh. ins Fr. übersetzt worden sein, die handschriftliche Überlieferung stammt jedoch auch aus dem 15. Jh., so etwa das ms. Bibl. Metz 1228 (Salis 78), das die Cyrurgie de maistre Brun de Long Borc enthält. – *aridité* (3, 488) Etym./Hist.: Der Ausdruck *aridité de l'âme* (nicht *arideté*) findet sich zum ersten Mal bei Fléchier (nicht Fléchon). – *armoire* (3, 512) Etym./Hist.: In dem unter 3 zitierten Beispiel *(un grant viel buffet avec armoires)* dürfte *armoires* die Bed. 'compartiments' haben. – *arrière-été* (3, 559), für das nur zwei Belege aus unserem Jahrhundert zitiert werden, findet sich schon bei A. Daudet (cf. FEW 24, 229 s.v. AESTAS). – *aucunement* (3, 905) Etym./Hist.: In der ersten Belegstelle (aus dem Livre de Job) ist *aucunement* keineswegs in negativem Sinne ('en aucune façon') zu verstehen; vielmehr liegt auch hier der positive Sinn ('en quelque façon') vor wie im zweiten Text. – *auge* (3, 917): Die beiden unter C aufgeführten, aus verschiedenen Quellen stammenden Definitionen stehen nicht für verschiedene Bed., sondern bezeichnen ein und dieselbe Sache, so daß die Aufführung einer der beiden Definitionen genügt hätte. Etym./Hist.: Da im Text aus dem Livre des mestiers von E. Boileau *pour son celier* in der Bed. 'pour le vin ou l'huile' zu verstehen ist, kann das im gleichen Satz vorkommende *auge* unmöglich 'pierre creusée ou vaisseau de bois dans lequel boivent les animaux' bedeuten. – *autel* (3, 964) Etym./Hist.: Es ist unzulässig, das Rolandslied, das nach dem ms. Châteauroux zitiert wird, mit der Angabe «ca. 1100» zu versehen, umsomehr als bereits die im ms. Châteauroux vorkommende Graphie *autel*, die eine relativ junge Entwicklungsstufe darstellt, erkennen läßt, daß wir es mit einer jüngeren Handschrift des Rolandsliedes zu tun haben.

Es bedarf wohl nicht noch ausdrücklicher Erwähnung, daß die kritischen Anmerkungen, die sich in der Hauptsache auf die Rubrik Etymologie et Histoire beziehen, dem TLF als Sprachschatz des Französischen des 19. und 20. Jh. in keiner Weise Abbruch tun. Wenn man berücksichtigt, daß sich der TLF bei der Gestaltung der historisch-etymologischen Rubrik im wesentlichen auf Angaben aus zweiter Hand stützt, die zum Teil von recht unterschiedlicher Qualität sind, kann es nicht verwundern, daß es gerade hier gelegentlich zu Inkonsequenzen und Irrtümern gekommen ist. Vergessen wir auch nicht, daß im Rahmen eines Sprachschichtwörterbuchs, das der TLF für das 19. und 20. Jh. sein will, die darüber hinausführenden sprachhistorischen Angaben einen sekundären Aspekt darstellen, der bei der Beurteilung des Gesamtwerkes letztlich von untergeordneter Bedeutung ist.

*Otto Jänicke*

★

SVEN BJÖRKMAN, *Le type «avoir besoin». Etude sur la coalescence verbo-nominale en français*, Uppsala 1978, 252 p. *(Studia Romanica Upsaliensia 21)*.

Björkman setzt sich in seiner Dissertation zum Ziel, die «locutions verbales» vom Typ V + N (ohne Artikel), d.h. Bildungen wie *avoir besoin*, *faire face*, *porter bonheur* usw. einer syntaktischen und semantischen Analyse zu unterziehen. Die Untersuchung befaßt sich mit dem

Zeitraum vom 16. Jh. bis zur Gegenwart, wobei nach der Intention des Verfassers der Schwerpunkt jedoch auf der «modernen Synchronie» (ab 1900) liegen soll.

In der *Introduction* (p. 1–21) wird zuerst das Arbeitsgebiet ausgegrenzt, die Zielsetzung skizziert und die verwendete Terminologie vorgestellt. Anschließend stellt der Verfasser seine Methode und sein Korpus vor, um schließlich noch die Fälle zu diskutieren, die seiner Auffassung nach aus dem einen oder anderen Grunde nicht zu seinem Untersuchungsbereich gehören (p. 15ss.)[1]: Verben mit «logischem» Charakter (Gleichheit, Hinzufügung, Komplementarität usw.) + N (*égaler civilisation, exprimer séparation* usw.); Kommunikationsverben + N (*dire confiance, dire prison* usw.); V + Adj. in adv. Funktion (*dire vrai, parler chrétien* etc.); V + Interjektion (*faire ouf, crier bordel* etc.); Belege im Telegraphenstil[2]. – Im 1. Hauptkapitel erfolgt dann die statistische Auswertung des Materials. Björkman zeigt, daß die Frequenz sowohl der Typen als auch der Okkurrenzen von Text zu Text ganz erheblich variieren kann. Gleichwohl läßt sich eine deutliche «Kernbildung» in dem Untersuchungsbereich feststellen: 80% der Typen und 95% der Okkurrenzen entfallen auf nur 15 Verben (= 8% der in Konstruktionen dieser Art auftretenden Verben); an der Spitze stehen eindeutig *faire* und *porter*, auf die dann (mit deutlichem Abstand) *prendre, rendre, donner* usw. folgen. – Kap. 2 (p. 22–38) versucht dann eine semantische Analyse der in die *locutions verbales* eintretenden Bildungselemente zu geben. Im verbalen Bereich dominieren eindeutig Verben mit weitem und relativ vagem Bedeutungsgehalt (*verbes généraux;* z.B. *faire*), während spezifischere Verben bedeutend seltener sind. Im nominalen Bereich finden sich in erster Linie Abstrakta, in zweiter Linie Konkreta in übertragener Bedeutung. Werden Konkreta als solche verwendet, so hat dies in der Regel das Auftreten des Artikels vor dem Subst. zur Folge, d.h. wir haben dann eine Konstruktion, die nicht zum Untersuchungsbereich des Verfassers gehört. Aufgrund dieser Gegebenheiten erweist sich die Kombination *verbe générique* + *nom abstrait* als Haupttyp des untersuchten Feldes, wenn auch Kombinationen mit spezifischen Verben und/oder konkreten Nomina nicht fehlen. Das Fehlen des Artikels wird – in Anlehnung an Pottier – wohl zu Recht als Nichtaktualisierung der Substantivität interpretiert. Damit ist allerdings noch nicht geklärt, warum dieses Phänomen mit Abstrakta häufiger ist als mit Konkreta, und v.a. müßten auch noch die Modalitäten besser erfaßt werden, die (selbst bei Abstrakta) zum Auftreten des Artikels führen. – Im Kap. 3 (p. 39–62) wird dann das syntaktische Verhalten der *locutions verbales* (v.a. in Anlehnung an Rohrer) beschrieben. Nach Björkman hätten wir 10 Charakteristika, die im Einzelfall jedoch nicht ohne Ausnahmen sind: 1. kein Artikel; 2. kein *de* bei Negation; 3. keine Pluralisierung des N; 4. keine Pronominalisierung; 5. keine Rekursivitätsmöglichkeit für die Besetzung der nominalen Position; 6. keine Relativsatzdetermination; 7. keine adjektivische Determination; 8. keine Inversion; 9. keine Passivierung; 10. kein *complément d'objet direct* (p. 39). Ausnahmen finden sich bei den Punkten 3–6 und 8–10, wobei es sich je nachdem um Archaismen (3, 6, 8, 9, 10), um Vulgarismen (4, 10) oder um spezifische Phänomene (5, 10) handelt, auf die wir noch zurückkommen werden. Unter «kombinatorischen Regeln» wird dann – neben dem Auftreten von Artikel, (v.a. quantifizierendem) Adj. usw. – besonders das Problem der Einschübe zwischen V und N behandelt und u.a. auch statistisch erfaßt. Es zeigt sich dabei, daß die Zahl (und auch die Komplexität) der möglichen Einschübe als Gradmesser für die Kohärenz der einzelnen *locutions verbales* angesehen werden kann. – Das 4. Hauptkapitel (p. 63–78) schließlich befaßt sich mit dem diachronischen Aspekt des ganzen Problemkreises. Aufgrund seines

[1] Cf. hierzu jedoch auch unten.

[2] Der Ausschluß des *style télégraphique* ist zweifellos gerechtfertigt, aber er wird nicht ganz konsequent durchgeführt: p. 59 diskutiert B. eine Stelle aus den handschriftlichen Notizen Saussures unter vollkommen falschen Voraussetzungen, weil er nicht erkennt, daß wir es auch hier (und gerade!) mit einem solchen Fall zu tun haben.

soliden Materials kann Björkman zeigen, daß die untersuchte Konstruktion im 17. Jh. in der frz. Sprache bereits fest etabliert ist, und zwar sowohl was den Typus als auch was das Norminventar angeht. Die weitere Entwicklung ist durch eine um 1800 anzusetzende Zäsur gekennzeichnet, die eine deutliche Reduktion des Gesamtinventars und der Anwendungs- und Variationsmöglichkeiten bringt. Gleichwohl ist der Typus bis heute produktiv geblieben. – Das 5. Kap. (p. 77–85) ist mit *Variations lexicales* überschrieben. Der Verfasser zeigt, daß die Häufigkeit der *locutions verbales* in den verschiedenen Berufssprachen und den entsprechenden Textsorten sehr unterschiedlich ist; von ganz besonders hoher Frequenz sind sie (keineswegs überraschend!) in der archaisierenden Sprache der Juristen. Ebenso scheint die Häufigkeit von gewissen diastratischen Faktoren abzuhängen, kann man doch höhere Frequenzen in der familiären Sprache und im Schülerjargon feststellen. Daß sich deutliche Frequenzunterschiede auch von Autor zu Autor feststellen lassen, kann nicht weiter überraschen. Das diesen Fragen gewidmete 6. Kap. (p. 86ss.) zeigt Extrempositionen wie diejenigen von Georges Simenon und Nathalie Sarraute auf, gibt eine Statistik der Hapaxformen bei 36 modernen Autoren und schließt mit einer langen Liste von Hapaxbelegen (p. 94–127); auf diese Weise wird die Produktivität des untersuchten Typus in der modernen Sprache auf das Eindrücklichste dokumentiert. – Die Arbeit schließt mit einer tabellarischen Übersicht über das Auftreten aller untersuchten Konstruktionen und Phänomene (p. 128–240), einem Verzeichnis der *Proverbes* und *Locutions proverbiales* (p. 240/41), einer Datierungsliste (p. 242/43) und der Bibliographie (p. 244–51).

Generell verdient die Arbeit Lob für ihr reiches und interessantes Material und für die umsichtige statistische Auswertung. Weniger zu befriedigen vermag, daß der Verfasser sich in der Regel mit einer Beschreibung der Fakten zufrieden gibt und kaum zu interpretierenden Schlußfolgerungen vorstößt. So läge es z. B. nahe, nach der Untersuchung der oben erwähnten 10 syntaktischen Charakteristika der *locutions verbales* und der relativ häufigen Abweichungen von diesen Normen auf ein Merkmalbüschel zu schließen, dessen Elemente in einem kumulativen und kompensatorischen Verhältnis zueinander stehen: sie müssen jeweils nicht alle erfüllt sein, sondern nur mehrheitlich zutreffen[3]. Aufgrund der Merkmalkonstellationen ließe sich u. U. auch eine Subklassifikation der *locutions verbales* gewinnen. Björkman versäumt es, diesen Schluß zu ziehen. – Ähnlich sieht es bei der Untersuchung der *transitivité externe* aus (p. 45ss.). Stellt man schon einmal fest, daß Konstruktionen wie *avoir nom* + N zwar selten, aber möglich sind, daß *faire cadeau* + *q.c.* in der populären Sprache gut belegt ist, daß *ce que/tout ce que* ohne weiteres mit *avoir besoin, avoir droit, faire idée* kombinierbar sind und daß zahlreiche *locutions verbales* zwar keinen nominalen 2. Aktanten, wohl aber eine *complétive* oder eine *interrogative indirecte* nach sich haben können, dann kann man daraus wohl nur schließen, daß bei diesen Konstruktionen das Auftreten eines 2. Aktanten keineswegs prinzipiell (für den Typus als Ganzes) ausgeschlossen ist. Vielmehr ist jede *locution* für sich als «neues Verb» zu betrachten, das seine eigene, spezifische Wertigkeit hat (die für jeden Fall gesondert zu bestimmen ist)[4]. Wenn in einzelnen Fällen die Position des 2. Aktanten nur durch Satztranslate (nicht aber nominal) besetzt werden kann, so ist auch diesem Faktum in der Darstellung der Valenzstruktur Rechnung zu tragen. Ein Rückgriff auf die moderne Valenzgrammatik hätte hier zweifellos positive Resultate gebracht.

Dieser Punkt führt uns zu einer weiteren Schwäche der Arbeit: ihre theoretische Grundlage scheint mir in vielerlei Hinsicht ungenügend zu sein. Neben der Nichtberücksichtigung der Valenztheorie ist es v.a. die undifferenzierte Zuweisung der *locutions verbales* an die

[3] Dabei darf das erste Kriterium (Artikellosigkeit) nicht berücksichtigt werden, da es für die Definition der *locutions verbales* konstitutiv ist.

[4] Auch hier bietet sich eine Möglichkeit für eine (erste, grobe) Subklassifikation an.

*langue* (p. 9), die Widerspruch hervorrufen muß. In die *langue* gehört meiner Auffassung nach nur der (allen behandelten *locutions* gemeinsame) *Bauplan*[5], während die einzelnen Konstruktionen je nachdem der Norm oder der *parole* zuzuweisen sind: der Norm, soweit sie als lexikalisiert (< Bestandteil des Lexikons) angesehen werden können, der *parole*, soweit es sich um *ad-hoc*-Bildungen handelt. Nur eine derartig differenzierte Grundlage erlaubt es, den verschiedenen Aspekten des untersuchten Phänomens (Produktivität des Musters; *ad-hoc*-Bildungen; Lexikalisierungen) gerecht zu werden. – Ungenügend ist in der Arbeit auch die Trennung zwischen Diachronie und Synchronie. Nach den von Rohrer entwickelten Kriterien dürften Relativsatz-Determinationen vom Typus *(voir) âme qui vive, faire/laisser œuvre qui dure* usw. (p. 40), (qualitative) Adjektivdeterminationen wie *petite pluie abat grand vent* (p. 41) und Passivierungen wie *mission a été donnée, ordre fut donné* usw. (p. 42) gar nicht vorkommen. Björkman sieht zwar wenigstens teilweise, daß es sich hier um formelhafte Wendungen handelt, er erkennt aber nicht, daß sie mit seinem Typus der *locution verbale* nichts zu tun haben, sondern im Rahmen einer älteren Entwicklungsstufe der Syntax zu erklären sind, auf der die Artikellosigkeit noch eine ganz andere Funktion hat. Aus der Sicht der modernen Syntax können diese Fälle nur noch als festgefügte Formeln behandelt werden; mit einer freien (produktiven) Syntax haben sie nichts mehr zu tun.

Schon an diesem Beispiel zeigt es sich, daß Björkmans Ausgrenzungskriterien offensichtlich zu wünschen übrig lassen, und Entsprechendes gilt auch für viele andere Stellen. Am deutlichsten wird dies bei der Besprechung der nicht zu berücksichtigenden Bildungen:

– Wenn Björkman p. 15/16 Bildungen mit «logischen» Beziehungsverben wie *égaler civilisation, signifier douane* usw. und solche mit Kommunikationsverben wie *dire confiance, dire prison* usw. aus seiner Untersuchung ausschließt, so ist ihm dabei durchaus beizupflichten. Er übersieht aber, daß die Andersartigkeit dieser Konstruktionen nicht direkt mit dem Verbsemantismus etwas zu tun hat: eine Durchsicht der Beispiele zeigt vielmehr, daß es sich in allen Fällen um metasprachliche bzw. metakommunikative Kommentare handelt. Andererseits dürfen dann aber Fälle wie *causer philosophie, discuter politique, parler affaires* usw. nicht mit der zweiten dieser Gruppen zusammengestellt werden: hier fehlen Björkman offensichtlich die (operationellen) Abgrenzungskriterien. Dies wird auch dadurch bestätigt, wenn gewisse Bildungen mit Kommunikationsverben wie *entendre raison, voir malice, dire grâces* trotz des prinzipiellen Ausschlusses dieser Gruppe nun doch wieder berücksichtigt werden (p. 16): Björkman geht hier offensichtlich rein impressionistisch vor und läßt sich durch seine (durchaus zutreffende) Intuition leiten.

– Fälle wie *avoir / donner / prendre ... chaud / froid* werden von Björkman berücksichtigt, *faire / tenir ... chaud / froid* dagegen nicht, und zwar mit der Begründung, im ersten Fall läge ein *substantiviertes* Adj. vor, im zweiten dagegen nicht. Irgendwelche Kriterien oder Verfahren, die zu dieser (kaum haltbaren) Beurteilung geführt haben, fehlen jedoch. Offensichtlich fiel die Zu- bzw. Aberkennung des substantivischen Charakters wiederum rein intuitiv.

– Fälle wie *dire vrai, parler chrétien, parler Vaugelas* (p. 16/17) werden mit der Begründung eliminiert, das «adjectif transposé» hätte hier adverbialen Charakter. Nur: kann man bei *dire vrai* von einem transponierten Adj. sprechen? Ist dieser Fall nicht mit *peser lourd, parler bas* u.ä. zusammenzustellen? Auf jeden Fall ist die Gruppe heterogen, da bei *parler chrétien / Vaugelas* eine Paraphrase mit *à la manière d'un(e)/de* möglich ist, bei *dire vrai* dagegen nicht. Auch hier fehlen also wieder die operationalen Kriterien.

[5] Auch dieser Begriff fehlt bei Björkman; er wäre wohl als spezifisches Translationsmuster (N → V) mit einer semantischen Modifikationskomponente (Semantismus des Verbs) zu fassen.

– Interjektionen wie *faire ouf, crier gare* usw. werden wohl zu Recht nicht mitberücksichtigt (p. 17). Nur: darf man Fälle wie *dire bonjour, grogner bonsoir* in den gleichen Topf werfen? Dies scheint mir zumindest aus der modernen Sicht unstatthaft zu sein: nicht umsonst werden *bonjour, bonsoir* usw. in den modernen Wörterbüchern als Substantive, und nicht als Interjektionen verzeichnet![6]

– Fälle wie a) *avoir dégoût et peur, avoir commencement et fin*, b) *avoir bec et ongles, donner sang et vie* (p. 18ss.) werden trotz der rekursiv besetzten Substantivposition mitberücksichtigt. Auch in diesem Fall fehlt eine Begründung bzw. ein operationales Entscheidungsverfahren. Zumindest im Fall a) würde ich Björkman beipflichten: es handelt sich um haplologische Kontraktionen (*avoir dégoût + avoir peur > avoir dégoût et peur;* usw.); bei der Gruppe b) dagegen haben wir archaisierende Formeln, die gerade aus diesem Grunde auszuschließen wären.

Diese Mängel in der Verfahrensweise relativieren natürlich den Wert von Björkmans Statistiken in nicht unerheblichem Maße. Nimmt man noch die Schwächen im theoretischen Bereich dazu, so muß man abschließend feststellen, daß die Arbeit trotz unbestreitbarer Qualitäten allzu viele Wünsche offen läßt.

*Peter Wunderli*

★

MARGARETA SILENSTAM, *Les phrases qui contiennent une complétive.* Ebauche d'un système, Uppsala 1979, 120 p. *(Studia Romanica Upsaliensia 24).*

Wir verdanken Margareta Silenstam bereits eine außerordentlich interessante und solide Studie über die Verwendung in der Complétive im 17. Jh.[1]. Auch in ihrer jüngsten Arbeit befaßt sich die schwedische Romanistin wieder mit der Complétive, aber unter einem ganz anderen Aspekt: Es geht jetzt darum, eine Art Typologie der verschiedenen Complétives zu entwerfen, die Abhängigkeiten bzw. Filiationen zwischen den verschiedenen Verwendungsarten der *QuPs* (in der Formel der gTG) herauszuarbeiten und diese Zusammenhänge in einer Art Schaubild darzustellen, in dem jeder Typ seinen festen Platz hat und aufgrund bestimmter Ableitungsrelationen mit dem Zentrum des Systems (den «einfachsten» Typen) in Beziehung steht. Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine Art Vorstudie für eine umfassendere Untersuchung, die sich gegenwärtig in Ausarbeitung befindet, ist aber bereits hervorragend dokumentiert und zeugt von einer umfassenden Kenntnis der grammatischen Literatur zum behandelten Problem[2]. Allerdings wirkt die Präsentation und Diskussion der verschiedenen Ansätze manchmal etwas elementar und ist z.T. fast im Stil einer Einführung für Studenten

[6] Ein anderer Fall liegt vor, wenn das Subst. durch ein Interpunktionsverfahren (Komma, Doppelpunkt, Anführungszeichen) abgesetzt wird: hier handelt es sich um ein Verfahren der Redewiedergabe, und die Beispiele sind gerade aus diesem Grunde zu vernachlässigen.

[1] Cf. MARGARETA SILENSTAM, *L'emploi des modes dans les propositions complétives étudié dans des textes français de la seconde moitié du XVII^e siècle*, Uppsala 1973. – Cf. unsere Besprechung, *VRom. 34* (1975), 280–85.

[2] Gleichwohl scheinen mir zwei Einschränkungen nötig zu sein. An einigen Stellen (v.a. bei der Behandlung der Translation/Transposition, p. 48ss., 63s.) vermißt man eine Berücksichtigung von Gustave Guillaume und seiner Schule (die gerade in Bezug auf die Fälle mit *ce qui, ce que, ce dont* nicht uninteressant gewesen wäre; cf. hierzu WUNDERLI, *VRom. 36* [1977], 249–51). Zudem hätte der Arbeit an einigen Stellen ein Rückgriff auf die Ergebnisse der Valenzgrammatik wohl angestanden (cf. unten).

geschrieben. Der Charakter einer Vorstudie wird oft auch in einer recht diffusen, von zahlreichen Redundanzen gekennzeichneten Argumentationsführung deutlich. Ein wenig rühmliches Beispiel hierfür ist z.B. das Kapitel über die sogenannten Attributssätze[3].

Vom Ansatz her zeigt das Verfahren, das hier zur Beschreibung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Satztypen angewendet wird, gewisse Ähnlichkeiten mit dem Vorgehen der generativen Transformationsgrammatik. Aber man lasse sich nicht täuschen: obwohl Silenstam Termini wie *plan profond*, *phrases de surface*, *transformation* usw. verwendet, arbeitet sie keineswegs mit dem bekannten Generationsmodell Tiefenstruktur → Transformationen → Oberflächenstruktur. Aus der Sicht der gTG bewegen sich ihre Analysen *ausschließlich* auf der Ebene der Oberflächenstrukturen; was als «tief» bezeichnet wird, kann mehr oder weniger mit «einfach» gleichgesetzt werden, und «Transformationen» dienen nicht der Überführung von der TS in die OS, sondern beschreiben Beziehungen zwischen verwandten Satztypen auf der einzigen von der Verfasserin berücksichtigten Ebene. All dies mag auf den ersten Blick recht verwirrend scheinen – und in terminologischer Sicht ist es dies zweifellos auch; was dagegen die entschiedene Hinwendung zur «Oberflächenstruktur» angeht, so kann sie nicht mehr sonderlich überraschen, nachdem sich auch in den jüngsten Arbeiten von Chomsky, Ruwet usw. immer mehr die Erkenntnis durchsetzt, daß die wesentlichen sprachlichen Erscheinungen eben doch auf dieser Ebene anzusiedeln seien. – Das gewählte Verfahren bringt auf jeden Fall den Vorteil mit sich, daß die Verfasserin Sätze mit einem Substantiv und einer Complétive in der gleichen Position zusammen behandeln bzw. zwei weitestgehend parallele Klassifikationen für das, was sie A-Sätze und B-Sätze nennt, entwickeln kann, ja dieses Verfahren läßt sich sogar noch auf die Infinitivkonstruktionen (C-Sätze) ausdehnen[4]. Im Zentrum ihres Interesses bleiben aber die *QuP*-Konstruktionen, als deren einfachste («Kernsätze») sie die Fälle B1 *QuP reprend* (1. Aktant) und B2 *N aime QuP* / *N s'étonne QuP* (2./3. Aktant) ermittelt.

In den *Remarques introductives* (p. 9–24) entwickelt die Verfasserin zuerst das oben skizzierte Arbeitsziel. Anschließend diskutiert sie den Begriff des Kernsatzes anhand von Chomskys *Syntactic Structures* und liefert damit einen erneuten Beweis für die Fruchtbarkeit dieses (leider!) an sich längst aufgegebenen Ansatzes. Was den Transformationsbegriff angeht, so versucht Silenstam zu zeigen, daß auch die traditionelle Grammatik über weite Strecken transformationell gearbeitet hat (allerdings implizit, weniger systematisch und v.a. ohne Annahme einer Tiefenstruktur), und Entsprechendes würde auch für die Phonologie zutreffen: die Phoneme wären «in der Tiefe», die Varianten und Phonien «an der Oberfläche» anzusiedeln. Wie die Verfasserin selbst zugesteht (p. 20), hinkt dieser Vergleich allerdings in vielerlei Hinsicht, und man könnte die Unterscheidung von distinktiven und relevanten (pertinenten) Zügen wohl auch auf den syntaktischen Bereich übertragen ohne zu dieser gewagten Gleichsetzung zu greifen: syntaktisch distinktive Züge wären solche, die den kommunikativen Imformationsgehalt verändern, relevante solche, die nur gewisse «Nuancen» betreffen[5]. – Schließlich wird noch die Frage diskutiert, aufgrund welcher Kriterien eigentlich

[3] Cf. SILENSTAM, *Phrases*, p. 26–47.

[4] Cf. SILENSTAM, *Phrases*, p. 116–18.

[5] Damit ist allerdings noch wenig gewonnen, denn: wo ist im syntaktischen Bereich die Grenze zwischen «Information» und «Nuance»? Sind nicht auch Nuancen Informationen? Die ganze Argumentation ist durch eine allzu starke Orientierung an der Lexiesemantik verfälscht bzw. dadurch, daß der Morphosyntax kein autonomer bzw. gleichberechtigter semantischer Status zuerkannt wird. – Andererseits kann Silenstams Differenzierung wohl auch nicht mit der Unterscheidung Denotation/Konnotation gleichgesetzt werden, da es bei ihren «Nuancen» nicht um kodespezifische Unterschiede geht (alle verglichenen Typen gehören dem gleichen Kode an bzw. werden als durch das Diasystem vorgegeben betrachtet).

Kernsätze ermittelt werden: ist es die höchste Frequenz, sind es die minimalen Anwendungsrestriktionen oder ist es die (deskriptive) Einfachheit, die entscheiden? Nach Silenstam hat Chomsky dem dritten Kriterium den Vorzug gegeben, und sie selbst verfährt entsprechend, äußert aber gleichwohl die Vermutung, die drei Kriterien seien, wenn nicht homolog, mindestens affin. Die so ermittelten einfachsten Sätze B1/B2 (cf. oben) bilden ihre *phrases de départ*. Alle anderen Sätze wären nun entweder Äquivalente (enger verwandt, z.B. *QuP est surpenant*) oder Satelliten (weiter verwandt, z. B. *Ce qui surprend, c'est QuP*) – wobei allerdings erneut die Grenzziehung recht willkürlich zu sein scheint und auch nirgends ein operables Kriterium für die Zuweisung zur einen oder anderen Gruppe genannt wird.

Der größte Teil des Kapitels über die *Phrases de départ* (p. 25–54) ist der Frage gewidmet, ob *QuP* Prädikativ (*attribut*) sein könne oder nicht (p. 26–47), cf. z. B. *L'essentiel est que l'amour ne se perde pas en route*. Diskutiert werden v.a. die Ansätze von Le Bidois, Ruwet und Marie-Louise Moreau, wobei besonders die Untersuchung der belgischen Forscherin für Silenstam von zentraler Bedeutung wird[6]. Es wird gezeigt, daß das Positionskriterium (Stellung von N/*QuP* rechts vom Verb) irrelevant ist, und auch das Argument der größeren Extension des *attribut*, das von Le Bidois vorgebracht wird, erweist sich als inoperabel. So bleibt denn nur der *test de clivage* von Ruwet und Moreau (Fokusierung mit *c'est ... qui*), der nur auf das Subjekt, nicht aber auf das Prädikativ anwendbar wäre, cf. *Paris est la capitale de la France > C'est Paris qui est la capitale de la France / *C'est la capitale de la France qui est Paris*. Der Test funktioniert im allgemeinen recht gut, und es gibt nur ganz wenige Fälle, wo die Fokusierung mit *c'est ... qui* sowohl auf das Element rechts wie auf dasjenige links des Verbs anwendbar ist (cf. z.B. *La strip-teaseuse est la mère de Gaston*) – Fälle, die von Silenstam dann als syntaktisch ambig bezeichnet werden. Da nun bei B-Sätzen wie *L'essentiel est QuP* dieses Verfahren immer nur auf *QuP*, nicht aber auf N anwendbar ist, schließt die Verfasserin, daß *QuP* nie Prädikativ sein könne: ganz unabhängig von ihrer Position würde die Complétive in Sätzen dieser Art immer Subjektsfunktion ausüben. – Obwohl abschließend festgestellt wird, daß die *phrases clivées* dieser Art im konkreten Material recht selten seien und normalerweise vielmehr eine *pseudo-clivée* (*Ce qui est l'essentiel, c'est QuP*) auftrete[7], seien doch einige Bemerkungen zu diesem Fragenkomplex erlaubt. Mir scheint, daß die ganze Argumentation mit dem *test de clivage*, die Silenstam von Ruwet und v.a. von Moreau übernimmt, zwar mit einem syntaktischen Testverfahren arbeitet, letztlich aber semantisch fundiert ist: wirklich syntaktische Unterschiede zwischen dem Element, das eine Fokusierung mit *c'est ... qui* zuläßt und demjenigen, das sich ihr widersetzt, gibt es nicht. Vielmehr dürfte der *test de clivage* nichts anderes als eine Operationalisierung des alten (semantischen) Extensionskriteriums sein, wobei die Grenzfälle, wo *c'est ... qui* sich sowohl mit dem Element links wie mit demjenigen rechts des Verbs verträgt wohl dadurch zu erklären sind, daß im referentiellen Bereich (eindeutig) extensionale Identität besteht. Hierfür sprechen noch zwei von Silenstam beobachtete Erscheinungen. Zuerst wäre hier einmal die Tatsache zu nennen, daß beim Satztypus *C'est l'essentiel QuP* der *test de clivage* nur auf *QuP* anwendbar ist: ein Satz ist elaborierter als ein N und damit fast regelmäßig von geringerer Extension als dieses. Weiter spricht für unsere Interpretation die Tatsache, daß bei den sogenannten Identitätssätzen das *attribut* sehr oft, ja sogar meist eine (adjektivische) Determination enthält[8]: um zu einer wirklichen Gleichwertigkeit der Elemente A und B (links/rechts von *être*) zu kommen, muß eben die an sich größere Extension des Nicht-Subjekts auf diesem Wege eingeschränkt werden.

[6] Cf. Marie-Louise Moreau, *C'est*. Etude de syntaxe transformationnelle, Mons 1976.
[7] Cf. Silenstam, *Phrases*, p. 47.
[8] Cf. Silenstam, *Phrases*, p. 57ss.

Nach der Behandlung dieses Fragenkomplexes geht die Verfasserin dann zur Diskussion der Äquivalente von *QuP surprend* (B 1.1) über (p. 47–54): es handelt sich um *QuP est surprenant* (B 1.2), *QuP est bien* (B 1.3), *QuP est une surprise* (B 1.4). Ausgehend von Damourette-Pichon, Bally, Carlsson, Lyons, v. a. aber von Tesnière wird eine Translationstheorie skizziert, in deren Rahmen (meiner Auffassung nach durchaus zu Recht) *être* als Translativ betrachtet wird, das der Verbalisierung von Adj., Adv. und Subst. dient. Aufgrund dieser Gegebenheiten kommt die Verfasserin dann p. 54 dazu, vier strukturell äquivalente Basistypen bei den B-Sätzen[9] (B 1.1 – B 1.4) anzunehmen. Allerdings: wozu eigentlich vier «Typen» – so, wie sie bei Silenstam konzipiert sind, können diese doch höchstens der Norm, nicht aber dem System angehören. Faßt man die Satztypen als systemgegebene Baupläne oder Muster auf, so würde auf dieser höheren Abstraktionsebene doch eine Inventarisierung des Typus N–V ausreichen; alle weiteren Differenzierungen würden dann auf einer niedrigen Ebene aufgrund der Anwendung von (als solchen systemgegebenen) Translations- und Auffüllungsregeln («*rewriting-rules*») vorgenommen, die für N und V folgendermaßen formalisiert werden könnten:

$$N \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} N_i \\ \\ QuP \end{array} \right\} \qquad\qquad V \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} V_i \\ \\ \textit{être} \left\{ \begin{array}{l} \text{Adj.} \\ \text{Adv.} \\ \text{Subst.} \end{array} \right\} \end{array} \right\}$$

Wäre diese nicht bedeutend einfacher und würden auf diese Weise nicht strukturelle Gemeinsamkeiten viel besser greifbar? – Im Bereich der Sätze vom Typus B 2 schließlich differenziert die Verfasserin danach, ob *QuP* 2. oder 3. Aktant ist: B 2.1 *N aime QuP;* B 2.2 *N s'étonne QuP* (p. 54). Hier scheinen mir aufgrund der unterschiedlichen (semantischen) Valenzstruktur tatsächlich 2 verschiedene (syntaktische) Baupläne vorzuliegen (Systemebene). Das Vorgehen der Verfasserin zeitigt somit das sicher nicht erstrebenswerte Resultat, daß die Differenzierung (B) 1.1 – 1.4 auf Normebene, die Differenzierung (B) 2.1–2.2 dagegen auf Systemebene anzusiedeln ist!

Das zweite Hauptkapitel ist den *phrases satellites* gewidmet (p. 55–109): alle weiteren Satztypen werden den im Kapitel über die *phrases de départ* entwickelten Typen aufgrund von 4 Ableitungstransformationen (bzw. deren Kombination) zugeordnet: der Identifikation (id.) anstelle der Prädikation: *QuP est un malheur* > *QuP est le malheur;* der Permutation (∞): *QuP importe peu* > *Peu importe QuP;* der Linksverschiebung (←): *QuP est surprenant* > *QuP, c'est surprenant;* und der Rechtsverschiebung (→): *QuP est surprenant* > *C'est surprenant QuP*. Bereits bei der Diskussion der Identitätssätze (p. 55ss.) stellen sich einige gravierende Probleme. Zuerst komme ich nicht umhin, mir die Frage zu stellen, ob es einzig aufgrund des Unterschieds unbest./best. Art. gerechtfertigt ist, zwei verschiedene Typen bzw. eine Transformation (id.) anzusetzen. Vom (von Silenstam nicht genutzten) Valenzmodell her gesehen scheint mir dies nicht haltbar zu sein: die syntaktische Grundstruktur ist in beiden Fällen die gleiche, das Auftreten des einen oder anderen Artikeltyps erweist sich als rein textsemantisch (±Anapher) bedingt. Zumindest im Rahmen einer syntaktischen Arbeit scheint es mir deshalb sinnvoller zu sein, auf diesen «Satelliten» bzw. diese Transformation zu verzichten. – Das zweite Problem ergibt sich bei der Umwandlung von B 1.1 *QuP surprend* in einen Identitätssatz[10]. Silenstam setzt hierfür *QuP est ce qui surprend* an, wobei *ce qui*

[9] Entsprechendes gilt natürlich für die A-Sätze.

[10] Bei B 1.2–1.4 ergeben sich bei der Identitätstransformation für Silenstam keine Probleme: sie führt entweder einfach den best. Art. ein (B 1.2 *QuP est le surprenant*, B 1.3 *QuP est le bien*) oder ersetzt den unbestimmten durch den bestimmten (B 1.4 *QuPest la surprise*).

*surprend* als Nominalisierung des Verbs zu betrachten wäre. Hier scheinen mir nun erhebliche Vorbehalte angebracht: die (den anderen Fällen entsprechende) Nominalisierung des Verbs könnte nur der (allenfalls mit einem Artikel versehene) Infinitiv sein (? *QuP est surprendre*), nicht aber eine *ce qui*-Konstruktion. Was Silenstam benötigt, ist eine Wortklassentranslation (Translation 1. Grades), was sie vorschlägt ist eine Satztranslation (Translation 2. Grades) – d.h. sie trickst und vermischt die beiden von Tesnière säuberlich geschiedenen Translationstypen; was so entsteht, ist eine letztlich heterogene Klassifikation. Grund hierfür ist wohl ein gewisser Systemzwang: sie muß ihre Kategorien auffüllen, und da B 1.1 id. mit Verbtranslaten 1. Grades nicht üblich ist, weicht sie zu den gebräuchlichen Translaten 2. Grades aus. Auch aus diesem Grunde scheint es mir ratsam, die Identitätstransformation fallen zu lassen: *QuP est la surprise* wäre dann einfach eine satzsemantische Modifikation von QuP *est une surprise* (beide Male Verbalisierung eines Subst.), und auch *QuP est le surprenant* und *QuP est le bien* wären hier einzuordnen (Translationsketten Adj. > Subst. > V bzw. Adv. > Subst. > V). Auch *QuP est ce qui surprend* gehört letztlich hierher – nur bewegen wir uns hier eben im entsprechenden auf Satztranslaten (substantivierten Sätzen) basierenden Bereich. Entsprechendes gilt natürlich auch für die «Identitätstransformation» beim Typus B 2.1/2.2 (*Ce que N aime est QuP; Ce dont N s'étonne est QuP*). Dies bedeutet: im Rahmen von Silenstams Fragestellung erweist sich eine systematische Untersuchung der Satztranslate als unabdingbar; die Ergebnisse dieser Analyse müssen in den «Auffüllungsformeln» (cf. oben) für die jeweiligen Satzpositionen berücksichtigt werden.

Weniger problematisch ist der Fall der Permutation (∞; p. 66–76), eine Transformation, die in einer Verschiebung des Subjekts nach rechts bzw. des Objekts ($O_1/O_2$) nach links besteht – d.h. es werden auf diese Weise alle Abweichungen von der «kanonischen» Ordnung S–V–(O) erfaßt. Allerdings sehe ich auch hier (zumindest auf Systemebene) keinen Grund, die permutierten Sätze als eigene Typen aufzuführen – auf diesem Abstraktionsniveau genügt es, neben dem Basistyp die für die Realisierung der Permutation notwendigen Zusatzregeln anzugeben. Dies gilt um so mehr, als diese Fälle an sich recht selten sind – allerdings nicht nur aus «psychologischen» Gründen, wie die Verfasserin glaubt, denn diese Gründe müßten doch für die Verhältnisse im Lat., im dt. Nebensatz usw. ebenso Gültigkeit haben! Daß dem nicht so ist, kann doch wohl nur als Indiz dafür angesehen werden, daß wir es hier primär mit arbiträren, wenn auch historisch gewachsenen (und damit irgendwie begründbaren) System- und Normrestriktionen zu tun haben[11].

Mit der Permutation verwandt ist das *déplacement* (p. 76ss.), das sich von dieser durch die Einführung eines «Platzhalters» an der ursprünglich vom verschobenen Element eingenommenen Stelle unterscheidet (cf. ←: *La violence, c'est stupide*; →: *C'est stupide, la violence*). Hier gelingt es Silenstam zuerst einmal zu zeigen, daß im Gegensatz zu der Behauptung von M. Gross diese Transformation das Vorhandensein eines unbestimmten Artikels keineswegs ausschließt; Voraussetzung ist nur, daß dieser in generalisierender Funktion verwendet ist (nicht akzeptabel wären also nur partikularisierende Fälle wie *Un plombier, il est venu*). Die Beschreibung und Interpretation der hier zur Diskussion stehenden Phänomene ist ausgezeichnet, wenngleich ich auch hier wieder mit Zusatzregeln auf Systemebene arbeiten würde. Besonders geglückt ist die Diskussion der von der gTG vorgenommenen Unterscheidung von *détachement (QuP est vrai > C'est vrai QuP)* und *extraposition (QuP est vrai > Il est vrai QuP)*, was mit unterschiedlichen Intonationsverhältnissen und der Unmöglichkeit, im 2. Fall *QuP* voranzustellen *(Que vous ayez raison, c'est évident; *Que vous*

[11] Ungenügend ist auch die Kenntnis der neueren Literatur zur Intonation, wenn p. 72 im Zusammenhang mit *De Paul, on s'en souvient mal* erklärt wird, der spezifische Melodieverlauf sei durch eine Pause nach dem ersten Segment gekennzeichnet. Dieses Märchen scheint unausrottbar zu sein.

*ayez raison, il est évident)*, begründet wird. Silenstams ablehnende Haltung gegenüber dieser Differenzierung ist durchaus gerechtfertigt: die von Moreau vorgebrachten Intonationsargumente beruhen auf vollkommen unzulänglicher Information; was das unterschiedliche Verhalten bei der Voranstellung von *QuP* angeht, so hängt dieses einzig von den unterschiedlichen Kontextcharakteristika von *ce* und *il* ab (± Katapher) – vom syntaktischen Muster her gesehen gibt es jedoch keine Unterschiede. – Ein weiteres Problem besteht darin, daß Sätze wie *C'est le soleil, ce qui me plaît* nicht belegbar zu sein scheinen: man scheint in diesem Fall die *phrase clivée (C'est le soleil qui me plaît)* vorzuziehen. Nun wäre ich im Hinblick auf die angebliche Nichtexistenz allerdings vorsichtig: wenn solche im auf schriftlichen Texten beruhenden Korpus der Verfasserin fehlen, heißt dies noch lange nicht, daß sie auch in oralen Texten nicht vorkommen. Gleichwohl ist die gezogene Schlußfolgerung dadurch nicht in Frage gestellt: die Distributionsverhältnisse sprechen dafür, daß die beiden Typen derart eng miteinander verwandt sind, daß eine eigentliche Konkurrenzsituation entsteht, wobei zumindest auf der Ebene der schriftlichen Norm die *phrase clivée* den Konkurrenztypus praktisch verdrängt hat. Diese Gegebenheiten liefern für Silenstam die Begründung für eine Ableitung von *C'est le soleil qui me plaît* aus *C'est le soleil, ce qui me plaît* aufgrund einer Tilgungstransformation. Dagegen ist kaum etwas einzuwenden – außer daß die Verfasserin die grundlegenden Veränderungen im intonativen Bereich (\ — > / \) vollkommen vernachläßigt.

Die Arbeit schließt mit einer Beispielsammlung (p. 110–13), wobei einige theoretisch ermittelte Möglichkeiten (noch) nicht belegt werden können, einigen *Remarques finales* (p. 114–18) und einer Bibliographie (p. 119/20). Gesamthaft darf man die Verfasserin sicher zu diesem interessanten, intelligenten und oft unorthodoxen Klassifikationsversuch beglückwünschen. Es ist aber festzuhalten, daß ihr «System» allerhöchstens der Ebene der Norm zugeordnet werden kann. Dies ist zwar durchaus legitim, setzt aber gleichwohl voraus, daß man sauber unterscheidet zwischen Typen, die als solche systemgegeben sind und solchen, die sich erst auf Normebene durch die Anwendung gewisser (systemgegebener) Transformationsregeln konstituieren. Ein eigentlicher und gravierender Mangel der Arbeit ist dagegen, daß nicht hinreichend zwischen Translationen 1. und 2. Grades unterschieden wird: es müßten beide Typen systematisch und konsequent durchgespielt werden, selbst wenn sich dabei die Zahl der *cases vides* erhöht!

Die Verfasserin hat den Mut gehabt, einen Entwurf vorzulegen und die Diskussion und Kritik zu suchen. Die vorhergehenden Zeilen sind als (bescheidener) Beitrag in diesem Sinne zu verstehen. Vielleicht können sie im einen oder anderen Punkt für die umfassende Studie, die Frau Silenstam vorbereitet, von Nutzen sein.

*Peter Wunderli*

★

RALPH PENNY, *Estudio estructural del habla de Tudanca*, Tübingen (Max Niemeyer) 1978, 299 p. + 18 dibujos y fotografías.

En los últimos años se está llevando a cabo un estudio sistemático de los diferentes grupos lingüísticos del montañés, sobre todo de los valles altos ubicados aún dentro de los límites geográficos de la provincia de Santander, que en un futuro próximo, y con mínimos cambios, pasará a formar parte de la autónoma región española denominada Cantabria.

A las aportaciones de J. Calderón Escalada sobre el campurriano[1], de G. García Lomas sobre el lenguaje popular de la Cantabria montañesa[2], de R. Penny – en exhaustivo y revelador estudio – sobre la lengua de la comunidad pasiega[3], se une ahora un nuevo libro sobre el habla estructural de Tudanca, un pueblo de unos setecientos habitantes en el angosto valle del río Nansa. Del habla del municipio de Tudanca se había ocupado ya en dos ocasiones su ilustre hijo don José María de Cossío, pero su aportación era exclusivamente lexical, limitándose a la enumeración de términos y locuciones de la región y prescindiendo de todo tipo de análisis lingüístico.

Por el contrario, el estudio que quiero reseñar es una aportación valiosísima y original del mismo autor del arriba mencionado estudio sobre el habla pasiega que, además de ofrecer una base de gran utilidad e interés para investigar las relaciones lingüísticas de la región cántabra, permite comprobar la veracidad y autenticidad de las expressiones y términos montañeses usados en las obras de José María de Pereda y en particular de *Peñas arriba*, cuya acción se desarrolla, como es sabido, en el fantástico pueblo de Tablanca, nombre que esconde el topónimo real de Tudanca.

Del habla tudanca se sabía hasta ahora muy poco. No se ignoraba que había estado sometida a la influencia lingüística y cultural de la zona costera, que en el año 1090 se unió el monasterio de San Pedro de Tudanca al de Santa Eulalia de Cabuérniga y que pertenecía a las Asturias de Santillana, por lo que caía plenamente en el ámbito lingüístico castellano. Pero eso no era suficiente. Sobre todo desde que se habían descubierto en la región del centro-sur de la provincia de Santander ciertos fenómenos dialectales que ofrecían muchos puntos en común con el bable, por lo que urgía saber si existía continuidad dialectal entre ambas zonas. Pues bien, la monografía de Penny sobre el habla estructural de Tudanca responde satisfactoriamente a todas estas interrogaciones.

En un primer capítulo introductorio el autor presenta brevemente los aspectos histórico-geográficos, culturales y económicos de la región; describe detalladamente la índole de la investigación, del método de trabajo (cuestionario basado en lo esencial en los del *Atlas lingüístico de la península ibérica*, del *Atlas lingüístico y etnográfico de Aragón* y del *Atlas linguistique et etnographique du Massif Central*, pero ampliados frecuentemente con aportaciones personales) y ofrece una oportuna bibliografía (§ 1–6). Sigue a continuación un largo tratado sobre la fonética y la fonología del dialecto, enriquecidos por un exhaustivo análisis fonológico y un detallado estudio de la historia fonética, útil instrumento para la calificación del dialecto (§ 7–69). La segunda parte está dedicada a la morfología (morfología desinencial y morfología lexical) y a la sintaxis (§ 69–207); expuesta con claridad, esta segunda parte goza además de una disposición funcional bien estructurada (§ 70–207). La tercera parte, la más extensa (§ 208–550) y minuciosa, está integramente dedicada al léxico. Clasificada por materias, ofrece una vasta información sobre el mundo tudanco, información diestramente documentada con fotografías y diseños de herramientas, utensilios y edificios de la región. Ni que decir tiene que estas reproducciones son un complemento de gran utilidad para quienes, por las razones que fuere, no están familiarizados con un mundo rural libre aún casi totalmente del influjo del progreso de la técnica moderna. Un práctico índice de las palabras citadas a lo largo de los 550 párrafos precedentes cierra la monografía.

La evaluación de Penny sobre el dialecto tudanco pone de relieve que cada vez se halla más sometido al influjo del castellano. Quizás el autor hubiese tenido que apuntar con más

[1] J. Calderón Escalada, *Voces, en su mayor parte nombres de cosas de uso corriente en estos valles altos de la provincia de Santander, que no están recogidos en el Diccionario de la Lengua Española*, *BRAE 25* (1946) 379–97 y *BRAE 33* (1953) 295–304.

[2] G. A. García Lomas, *El lenguaje popular de la Cantabria montañesa*, Santander 1966.

[3] R. J. Penny, *El habla pasiega*, Londres 1970.

insistencia este aspecto, así como dedicar más espacio a avanzar hipótesis en cuanto a la evolución – fácilmente deductible – del dialecto en un futuro próximo. Lo mismo puede afirmarse referente a las escasas hipótesis etimológicas que anticipa sobre algunas palabras, cuya individuación es más bien dudosa, aceptando a veces etimologías erróneas provenientes de discutibles reducciones dialectales, probablemente explicables si hubiese hecho un cotejo con los términos usados en regiones limítrofes. Me refiero, por ejemplo, al caso concreto de *mulaéra* 'topinera' donde el autor se declara de acuerdo con una supuesta reducción de *mulaár-éra* / *muladar+era* (p. 121, N. 48). Sin embargo, en el dialecto campurriano se designa el montoncito de tierra que indica la existencia de la topinera con el término *muraéra*, cuya etimología parece evidente que proviene del latín MŪS, MŪRIS[4]. Pero afortunadamente estos deslices son escasos.

Concluyendo, los resultados que aporta el estudio del especialista inglés pueden ser resumidos en los siguientes puntos:

El dialecto tudanco presenta de una forma u otra la mayoría de las características individuadas por Menéndez Pidal en el dialecto leonés.

Aun perteneciendo al área leonesa, el tudanco manifiesta acusadas paralelas con los dialectos asturianos en general; además muestra rasgos comunes con el bable oriental y central, tratándose precisamente de aquellos rasgos que diferencian el bable del este y del centro de Asturias del bable occidental.

Asimismo presenta el montañés de Tudanca – en común con el habla del este de Asturias y al contrario de las regiones central y occidental – el resultado aspirado de la F- latina (FETARE>*hedar* 'parir', p. 57).

Acusa además rasgos paralelos con las hablas meridionales, como sucede en los casos de la pérdida de la -T- (TOTA > *tóa* 'toda', p. 58; MATERIA > *maéra* 'madera', p. 58), del yeísmo (MARTELLU > *maRtíyu* 'martillo', p. 63), o de la debilitación de la /l/ final de sílaba (*ma'héniu* 'mal genio', p. 45).

Hay otros casos sin embargo en los que el tudanco se comporta como el castellano y en contra del leonés: la /e/ y la /o/ átonas no se reducen a semiconsonantes cuando aparecen en contacto con otra vocal (*béo* 'veo', p. 37; *kolaóR* 'colador', p. 38); los resultados de J-/G- son como en castellano (JUDICE>*huéΘ* 'juez', p. 61; GENERU > *yeRnu* 'yerno', p. 62); la *L-* no sufre palatalización en la casi totalidad de los casos, p. 63; el resultado de ILLI/ILLIS es *le*, *les* (p. 241).

Para terminar quiero añadir el pasaje con el que concluye el autor intentando dar una explicación final de los resultados que se han ido cristalizando a lo largo del estudio:

«(...) el dialecto tudanco es básicamente occidental, con muchos puntos de contacto con el leonés, aunque con la introducción de rasgos castellanos centrales (propagados desde Burgos, etc.) introducidos durante los últimos diez siglos, es decir, desde la expansión del contado de Burgos bajo Fernán González.» (p. 241).

*José Manuel López*

★

WOLFGANG BÖRNER, *Schriftstruktur und Lautstruktur. Studien zur altgalicischen Skripta*, Tübingen (Niemeyer) 1976, 234 p. *(Beih. ZRPh 155)*.

1. Bericht. Als Korpus dienen 128 erstschriftliche galizische Privaturkunden zwischen 1234 und 1516, die Börner zwei recht zuverlässigen Editionen entnommen hat (A. Martínez

[4] En asturiano tenemos también *murera* 'ratonera', en asturiano y leonés *murar*, etc. Cf. J. COROMINAS, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana*, Berna 1954, vol. III, p. 478–79.

Salazar, *Documentos gallegos de los siglos XIII al XVI*, La Coruna 1911; M. Sponer, *Documentos antiguos de Galicia, Anuari de l'Oficina Románica de Lingüística i Literatura (Barcelona)* 7 [1934] 113–192), wobei der Löwenanteil der exzerpierten Urkunden auf das 13. Jh. entfällt (90 Stück; 14. Jh.: 15 Stück, 15. Jh.: 22 Stück, 16. Jh.: 1 Stück; cf. 63 und die Verteilungskarten 217–219). Börner behandelt eingangs die bei jeder Skriptabetrachtung anfallende Problematik der Wertigkeit und Stellung der Schrift, des Doppelbezugs Phonie ⇆ Graphie und die Frage der bestmöglichen sprachwissenschaftlichen Erfassung dieser Probleme (cf. v.a. 1–36 und 50–72), wobei Liebhaber esoterischer Terminologiesuche und akribischer Problemeinkreisung voll auf ihre Rechnung kommen. In wohltuender kritischer Distanz zu den in der Phonologie üblichen Beschreibungsprozeduren[1] und unter dosierter Abwägung der im Bereich Phonie ⇆ Graphie nach TG-Prinzipien ansetzbaren Überführungsprozesse versucht Börner, die in der galizischen Skripta des gewählten Untersuchungskorpus vorhandenen Schreibstrukturen aufzudecken und stellt sich dabei folgende Kernfrage: «Lassen sich aus allgemeinen Annahmen zur Struktur orthographischer Systeme von Alphabetschriften, aus der Schriftstruktur der galicischen Skripta sowie aus eventuellen zusätzlichen Annahmen Schlüsse ziehen auf die Lautstruktur, die beim lauten Lesen der Skripta-Texte aktualisiert wurde?» (51; ähnlich auch 2)[2].

Der Hauptteil der Arbeit (2. Schriftstruktur der galicischen Skripta: Daten, 73–192) präsentiert sich als vorzüglich gearbeitete – sit venia verbo – historische «Buchstaben»-lehre, die nach «Meta-Elementen» (i.e. nach etymologischen Positionen und/oder Nexus) geordnet die Distribution der «Skripta-Elemente» (i.e. der graphischen Realisierungen der jeweiligen Meta-Elemente) unter integraler Auflistung aller Fundorte der in Frage kommenden Einzelbelege aufzeigt[3]. Wie zu erwarten, ergeben sich dabei graphische Haupt- und Nebenvarianten, deren (zeit)räumliche Verteilung in Einzelfällen auch kartographisch (in toto: 220–233) veranschaulicht wird[4] (z.B.: Karte 4: ĭ in METIPSIMU im 13. Jh., 220; Karte 5: ĭ in INTER, INTROITU im 13., 14., 15. Jh., 221; Karte 6: ĕ in ECLESIA im 13. Jh., 222; usw.).

Nach einem zusammenfassenden Kapitel (Schriftstruktur der galicischen Skripta: Zusammenfassung, 189–192), das auch durch eine Synthesekarte (Karte 18: Die galicische Skripta im 13. Jh.; 234) unterstützt wird, unternimmt Börner eine «Teilrekonstruktion der Skripta-Phonie» (192–209) anhand eines etymologischen Vergleiches seines Skriptabefunds mit (vor allem) den im *ALPI* vermerkten Lautformen (oder -tendenzen), wobei er unter Skripta-Phonie – wie oben durch ein Zitat angedeutet – die mittelalterliche orale Realität bei der Urkundenverlesung versteht. Allerdings beziehen sich die von ihm angeführten Aktuali-

[1] Cf. dazu auch W. BÖRNER, *Zur Übertragbarkeit phonologischer Kriterien auf die Graphematik*, *Linguistische Berichte 21* (1972) 67–72 und H. LÖFFLER, *op. cit.*

[2] Ich möchte vor der Versuchung warnen, den im Rahmen der Diplomatik (und auch der mittelalterlichen und modernen Rechtspflege) üblichen Begriff der «Urkundenverlesung» unkritisch als jenen Moment zu betrachten, in dem zu einer schriftlich vorliegenden Orthographie die in dem betreffenden Kulturraum dazugehörende Orthoepie vollwertig realisiert wurde/wird. Die Urkundenverlesung (schien und) scheint eher ein juristisch übliches Ritual ohne allzu weit gehenden pragmalinguistischen Kommunikationswert (gewesen) zu sein. Der Text fungiert dabei als Partitur für eine phonetische Alla-breve-Exekution, wobei alle Beteiligten (i.e. Zuhörer) bereits vorher grosso modo wissen, worum sich die Verlesung drehen wird (und solcherart kaum zuhören). Eine beispielsweise schul- oder theatermäßige Textverlesung scheint mir demgegenüber kommunikativ höherwertiger zu sein.

[3] Entsprechende Auszählungen der jeweiligen Variantenhäufigkeiten wären günstig gewesen.

[4] Wie so oft in philologischen Arbeiten (solche des Rezensenten nicht ausgenommen) vertrügen auch hier die verwendeten Graphiken eine sachgemäße Korrektur vonseiten eines Kartographen, vor allem damit die zentrale Kartenaussage (i.e. die zeiträumliche Veränderung) deutlich ins Auge springt. Günstig erscheint für derartige Zwecke stets das Choroplethenprinzip (Flächenschraffurkarten).

sierungsregeln nicht auf den Prozeßbereich «Lesen» (Graphie → Phonie), sondern auf das «Schreiben» (Phonie → Graphie); z.B.: 193, [A]/——([KONS]) [VÓK] im Vergleich mit *ALPI 6* 'abeja', *8* 'abuela', usw. mit der Schreibregel [a] → ⟨a⟩.

Die im großen und ganzen das Thema korrekt abdeckende Bibliographie (210–215), ein in Anbetracht der sehr persönlichen Terminologie Börners durchaus willkommener terminologischer Index (216) und die schon erwähnten Kartenbeigaben (217–234) beschließen diese engagiert verfaßte Arbeit[5].

2. Nachbemerkung. Börners Buch, das sich durch eine lobenswerte Eigenständigkeit auszeichnet und einen originellen Beitrag zur Skriptaforschung darstellt, scheint mir vor allem durch die Diskussion der mittelalterlichen Skriptapolymorphie (v.a. 26ss.; so fand Börner beispielsweis 22 Schreibvarianten zu «Kirche») und der pragmalinguistischen Einbettung der Betrachtung des Schreib- und Lesegeschehens (50–61) bedeutsam zu sein und ist insofern weitgehend in die derzeitigen Entwicklungstendenzen der Skriptaforschung integriert. Drei Entwicklungsbereiche scheinen mir dabei besonders wichtig zu sein:

- die progressive Herausarbeitung des Unterschieds zwischen Schreiben (Phonie → Graphie) und Lesen (Graphie → Phonie)[6];
- die Untersuchung der Rolle der Schrift als Zeichensystem doppelter pragmatischer und semantischer Wertigkeit (a. image graphique → image acoustique → signifié; b. image graphique → signifié);
- die progressive Aufdeckung aller beim Schreiben und Lesen auftretenden Variabilitäten und Interferenzen im Rahmen skriptologischer, sozio- und psycholinguistischer Forschungen.

Wahrscheinlich wird in der nächsten Zeit – da schließlich die genannten Probleme im Kopfe jedes mit Schreiben und Lesen Befaßten auftreten – die psycholinguistische Front besonders an Bedeutung gewinnen, wobei mir die Betonung des Konzeptes der «multiplen Kompetenz» (des Schreibers/Lesers) besonders wichtig erscheint. Gerade die unvoreingenommene empirische Beobachtung der sozialen und individuellen Realität des Lesens und Schreibens beim Kulturkontakt und Kulturkampf zwischen Groß- und Kleinsprachen (und deren Trägern)[7] und im Schulunterricht zwei- und mehrsprachiger Gegenden[8] gestattet die Gewinnung neuer sozio- und psycholinguistischer Erkenntnisse, die dann modellhaft auf die mittelalterlichen Skriptaverhältnisse zurückprojiziert werden können. Die skizzierten Forschungstendenzen scheinen mir in den folgenden Schriften ansatzweise oder auch explizit vertreten zu sein, weshalb diese als Ergänzung zu Börners Bibliographie Interessenten zur Einsicht empfohlen seien:

J. Weisgerber, *Die Grenzen der Schrift. Der Kern der Rechtschreibreform*, Köln-Opladen 1955.

[5] Wenig Druckfehler (etwa 1, 205, 210, 211). Das Meta-Element auf Seite 133 (zu Etyma wie HÓMINE, NÓMINE, ÓRDINE, usw.) soll wohl wie folgt angeschrieben werden: N/VÓK KONS (KONS) VOK—VOK. Kritisch anzumerken bleibt aber die Tatsache, daß Börners Manuskript von der Druckerei in bezug auf Tilden, Akzente und die Verwendung von Kursivschrift recht stiefmütterlich behandelt wurde (z.T. deutlich erkennbare Handeinzeichnung oder gänzliches Fehlen).

[6] Cf. auch die treffliche Handreichung von W. Börner, *Die französische Orthographie*, Tübingen 1977 *(Romanistische Arbeitshefte 18)* (v.a. 50ss.).

[7] Als Romanist denke man besonders an Fälle wie Südfrankreich, Korsika, Katalonien, die Rätoromania, Bessarabien und diverse kreolischsprachige Gebiete.

[8] Erwähnt seien zweisprachige Gebiete wie Elsaß-Lothringen, Südtirol, Südkärnten, die Bretagne, Malta, Norwegen, Griechenland (die beiden letzteren im Sinne einer internen Glottoschismie), usw.

H. LÜDTKE, *Die Alphabetschrift und das Problem der Lautsegmentierung*, *Phonetica 20* (1969) 147–176.

H. LÜDTKE, *Tesi generali sui rapporti fra i sistemi orale e scritto del linguaggio*, in: *Atti del XIV Congresso internazionale di linguistica e filologia romanza* (Napoli 15–20/4/1974), Neapel-Amsterdam 1977, vol .I, p. 433–443.

G. INEICHEN, *La notion de graphème*, in: *Actes du XIII^e Congrès international de linguistique et philologie romanes* (Laval 29/8–5/9/1971), Québec 1976, vol. I, p. 149–154.

H. LÖFFLER, *Zum graphematischen Status des Historischen Südwestdeutschen Sprachatlasses (HSS)*, in: *Alemannica. Landeskundliche Beiträge* (Festschrift für B. Boesch) (= *Alemannisches Jahrbuch* 1973/75), Bühl-Freiburg 1976, p. 9–27.

H. KLOSS, *Die Entstehung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*, Düsseldorf ²1978.

Rezensent, *Verba volant, scripta manent. Quelques remarques à propos de la scripta normande*, *RLiR 44* (1979) 344–399.

*Hans Goebl*